

Verein Sport und Gesellschaft

OLYMPIA

Ja

Oder

Nein

Da derzeit viele, die sich über Olympia äußern, meist nicht über die olympische Idee reden, sondern über irgendwelche Fabel-Kosten, beginnen wir – diesem Umstand Rechnung tragend - mit einer PREISFRAGE: Wer als erster herausfindet, wieviel Schweizer Franken 1920 auf dem Konto des Internationalen Olympischen Komitees deponiert waren, erhält die von Rupert Kaiser herausgegebene olympische Enzyklopädie aller Sommerspiele von 1896 bis 2004, auch um auf diese Weise anzudeuten, dass es unserem Verein weniger um die ständig erörterten Kosten als um das Anliegen „Olympia“ geht. Wer – so glauben wir – die Frage der Unkosten vor die sich nun über 120 Jahre behauptende Idee reiht, könnte sich vorwerfen lassen müssen, das Bemühen um Frieden zu ignorieren. Ein weltweit schwerwiegender Vorwurf!

Müsste also zunächst ermittelt werden, wo man diese „olympische Idee“ überhaupt formuliert finden kann! Ein mühsames Vorhaben, dieweil im Laufe der Jahrzehnte unzählige Varianten verbreitet wurden, nicht selten, um die Idee zu missbrauchen!

Die überzeugendste Formulierung stammt vom als „Erfinder“ der Spiele geltenden Baron Pierre de Coubertin, der im November 1892 im Hörsaal der Pariser Sorbonne erklärt hatte: „Schicken wir Ruderer, Läufer, und Fechter ins Ausland. Das ist der Freihandel der Zukunft und an dem Tage da es sich im Leben und Wandel des alten Europa eingebürgert hat, wird der Sache des Friedens eine neue mächtige Stütze erwachsen sein.“

In seinen 40 Jahre später erschienenen Memoiren bekannte er: „Natürlich hatte ich alles vorgesehen, nur nicht das, was eintraf. (...) Man klatschte Beifall, man wünschte mir einen großen Erfolg, aber niemand hatte es begrif-

fen. Es war das völlige Unverstehen, das da begann. Es sollte lange dauern.“

(Als ich erfuhr, mit welcher Bravour der Berliner „Linken“-Vorsteher 2015 das Vorhaben, Olympische Spiele 2024 in Berlin auszutragen ablehnte, waren 123 Jahre vergangen...)

WIE OLYMPIA IN DEUTSCHLAND BEGANN

Die „olympische Geschichte“ Deutschlands begann faktisch am 13. Dezember 1895; dem Tag, an dem im Berliner Hotel „Zu den vier Jahreszeiten“ ein in der Berliner Sportobrigkeit im Grunde unbekannter Dr. Willibald Gebhardt zu einer Tagung eingeladen hatte, auf der entschieden werden sollte, ob Deutschland sich an den jenem Franzosen Baron de Coubertin für 1896 in Athen geplanten modernisierten antiken Spiele beteiligen sollte?

Man belächelte in Berlin zunächst nur dieses Vorhaben, aber als an jenem Abend der Wagen des griechischen Gesandten Rangabé vorfuhr, waren die aus blanker Neugier erschienenen Journalisten sicher, vielleicht doch über ein sensationelles Ereignis berichten zu können. Sie konnten!

Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ meldete alarmierend: „Ein deutscher Verein oder ein Deutscher, welcher seinem Lande die Schmach anthut, diese Spiele zu fördern oder zu besuchen, verdient mit Schande aus seinem Kreise und seinem Volke ausgestoßen zu werden.“ Im Preußischen Landtag tobte der Freiherr von Schenkendorff, einer der führenden Männer der deutschen Turnbewegung: „Eine Teilnahme widerspricht der nationalen Würde eines Deutschen!“

Der den Sportführern völlig unbekannte Chemiker, Dr. Willibald Gebhardt aber hatte ungeachtet aller Drohungen den Mut, an diesem Abend das Komitee zu gründen, das mit Athleten nach Athen reisen wollte. Journalisten fanden heraus, dass er ein aktiver Fechter war. Der einst von ihm mitbegründete Sportbund beschloss umgehend: „vor einer Beteiligung Deutschlands an den Olympischen Spielen 1896 zu warnen“. Dabei blieb es nicht. Am 18. Dezember 1895 richtete die Deutsche Turnerschaft, die mit Abstand größte deutsche Sportbewegung, folgenden Brief nach Athen: „... ist jedoch die Deutsche Turnerschaft nicht in der Lage, einer Einladung des lokalen griechischen Komitees Folge zu leisten, nachdem die Hauptleitung der Feste von vornherein uns Deutschen gegenüber eine Stellung eingenommen hat, die es mit der deutschen Ehre unverträglich macht, an den Wettkämpfen teilzunehmen. Die Deutsche Turnerschaft ist die weitaus größte Korporation der ganzen Welt für die Pflege der Leibesübungen; sie und überhaupt die Vertreter der deutschen Nation nicht in erster Linie mit zur Vorbereitung eines international sein sollenden Festes zuzuziehen, kann nur auf einer bestimmten Absicht beruhen...“

Wer nach dem Zwist, mit welcher Stadt sich Deutschland 2024 oder 2028 um die Olympischen Sommerspiele bewerben sollte, diese Zeilen liest, mag sich fragen, wie dieser Streit überhaupt hatte entstehen können.

Um eine Antwort zu finden, müsste man sich wohl als erstes zu einem kurzen Marsch durch die Geschichte aufraffen und an das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich Ende des vorvorigen Jahrhunderts erinnern. Als Stichwort mag der Name der Stadt Sedan genügen und vielleicht noch hinzugefügt werden, dass der 2. September seit 1870 in Deutschland als „Sedantag“

als eine Art Sieges-Nationalfeiertag begangen worden war.

In dieser Situation mit den Franzosen ein friedliches Sportfest feiern zu wollen, wurde im kaiserlichen Deutschland als üble Provokation empfunden. Der bewundernswert beherzte Gebhardt aber ließ sich selbst durch die Ankündigung, dass man alle nach Athen reisenden Athleten aus der deutschen Sportbewegung ausschließen würde, nicht beeindrucken und – bei den ersten Spielen waren noch keine Goldmedaillen an die Sieger verliehen worden – kehrte mit sechs durch Silbermedaillen geehrte Sieger, 18 zweite Ränge – mit Bronze geehrt – und 19 dritten Plätze als Dritter hinter den USA und Griechenland zurück, was wiederum in dem immer Siege bejubelnden Deutschland nicht ignoriert wurde. Zumal Frankreich eine Silbermedaille weniger errungen hatte!

Die Notwendigkeit Gebhardt an dieser Stelle zu erwähnen, ist aus aktuellen politischen Motiven unumgänglich.

Als die Bundesrepublik 2006 eine sogenannte „Halle des Ruhms“ („hall of fame“) eröffnete, hatte der Verein „Sport und Gesellschaft“, der auch die Traditionen des DDR-Sports pflegt, dem die Berufung der „Ruhmeswürdigen“ zuständigen Gremium - vornehmlich Sportfunktionäre aus den Altbundesländern und profilierte Vertreter der bundesdeutschen Industrie – vorgeschlagen, als einen der ersten Willibald Gebhardt ob seiner olympischen Verdienste in diese Halle aufzunehmen. Durch die Herkunft dieses Vorschlags möglicherweise motiviert, wurde er von dem zuständigen Gremium abgelehnt, was zu einer historisch skurrilen Situation führte: Gebhardt war 1909 durch ein Dekret der damaligen – kaiserhörigen – deutschen Sportführung aus dem IOC ausgeschlossen,

was faktisch gar nicht möglich war, aber von einem kaiserlichen General erzwungen wurde. Zu den Olympischen Spielen 1908 in London erschien Gebhardt nicht und der vom Hof als IOC-Mitglied nominierte Graf von Asseburg behauptete, er sei „zurückgetreten“. Als 1909 das IOC in Berlin tagte, mühten sich zahlreiche IOC-Mitglieder Gebhardt zu bezeugen. Der aber hatte eine polizeiliche Weisung erhalten, sich dem IOC nicht zu nähern. Coubertin bemühte sich vergeblich, auf Gebhardt nicht verzichten zu müssen. Rund hundert Jahre später folgte man dem Asseburgschen Befehl und weigerte sich, ihn in die „Ruhmeshalle“ aufzunehmen!

Dafür wurde der seit 1937 der Nazi-Partei angehörende Unternehmer Willi Daume als einen der ersten aufgenommen.

Nach acht Jahren energischer Interventionen unseres Vereins, wurde er dann wie „nebenbei“ aufgenommen. Vielleicht auch nur, weil er inzwischen in das Goldene Buch unseres Vereins aufgenommen worden war...

WIE DEUTSCHLAND MIT OLYMPIA UMGING

Den so erfolgreichen Auftakt Spielen von Athen folgten die 1900 im Schatten der Weltausstellung in Paris, dann die schon bald in Vergessenheit geratenen in St. Louis (USA), 1908 die glanzvollen in London und 1912 die nicht minder erfolgreichen in Stockholm. Allerdings sorgte Deutschland dafür, dass erster politischer Ärger aufkam und Coubertin erleben musste, wie man gegen die Spiele zu intrigieren begann.

Die Wiener Hofkanzlei hatte sich nicht länger damit abfinden wollen, dass bei ungarischen Siegen die Flagge dieses Landes gehisst wurde, da es ja staatsrechtlich zu Österreich-Ungarn gehörte. Coubertin sah sich also mit

dem ersten Flaggenstreit konfrontiert. Da aber Wien auch nicht als olympischer Störenfried in Erscheinung treten wollte, wandte es sich nach Berlin und stieß dort auf Sinnesgenossen!

Coubertin, der die ersten Interventionen ignorierte, sah die Spiele endgültig in Gefahr geraten, als ihm der russische Botschafter in Paris mitteilte, dass das zaristische Auswärtige Amt in gleicher Weise wie Wien gegen die selbständige Teilnahme Finnlands protestiere, dass ja damals noch zu Russland gehörte. Der IOC-Präsident hoffte auf seine bislang meist erfolgreiche Methode: Er verschleppte das Problem, indem er Briefe nach überallhin verschickte und die dann eingehenden Antworten – wie ahnungslos – dem nächsten sandte. Damit schien er tatsächlich einmal mehr zum Erfolg zu kommen, als er plötzlich auf der Sitzung des IOC in Budapest 1911 mit einem Antrag überrascht wurde, der ihn am Verstand der deutschen IOC-Mitglieder zweifeln ließ. Er lautete: „Der Deutsche Reichsausschuss für `Olympische Spiele" — (so lautete damals der offizielle Name des deutschen NOK) „beantragt, Ungarn von den Spielen in Stockholm auszuschließen, da Ungarn kein selbständiges Land ist.“

Es konnte für Coubertin kein Zweifel daran bestehen, dass Berlin nun das Anliegen Österreichs vertrat, obwohl es mit den Wiener Forderungen überhaupt nichts zu tun hatte. Aber Coubertin ließ sich damit nicht aus der Ruhe bringen. Der ehemalige IOC-Kanzler Otto Maier erinnerte sich später in seinen Memoiren: „Dieser Vorschlag wurde nicht einmal diskutiert, da ihn Coubertin von Amts wegen verwarf!“ Für die Intervention der Russen erfand er eine Variante, die sich auch für die Tschechen verwenden ließ: Bei Siegen finnischer und tschechischer Sportler wurden die russische oder die österreichische Flagge gehisst und darüber ein kleiner finnischer oder böhmi-

scher Wimpel. Da die Russen in Stockholm sieglos blieben, die Finnen aber nicht weniger als neun Siege errangen, wurde die zaristische Flagge nur zu Ehren von Finnen gehisst, was Coubertin wohl nicht ohne Schadenfreude kommentieren ließ: „Ich machte mir ein Vergnügen daraus, dies dem General Woyeikof nach Beendigung der Spiele zu sagen.“

DIEM STRICH 1917 DEN BEGRIFF: „OLYMPISCH“

Zu Beginn des Jahres 1917 – an die für 1916 an Berlin vergebenen Spiele war durch den Ersten Weltkrieg nicht zu denken gewesen - erfuhr die deutsche Öffentlichkeit, dass der Deutsche Reichsausschuss für Olympische Spiele - so nannte sich das damalige deutsche Olympische Komitee - zu einer Tagung nach Berlin einberufen worden sei. Die Zeitungen, die zu dieser Zeit in ihren Sportteilen darauf hinwiesen, dass für Radrennen nur Räder mit Reifen aus Gummi-Ersatz zugelassen waren, widmeten dieser Sitzung viel Aufmerksamkeit: „Die heutige Hauptversammlung in Berlin bringt eine Tagesordnung von außerordentlicher Bedeutung. So verbirgt sich hinter dem Antrag des Vorstandes auf Änderung des Namens der Wechsel zu `Deutscher Reichsausschuss für Leibesübungen´. Da an die Fortsetzung der alten Olympischen Spiele nach der jetzigen Völkerverhetzung auf lange Sicht nicht zu denken ist, erscheint als neuer Name `Deutscher Reichsausschuss für Leibesübungen` ausgezeichnet gewählt.“

Für die Begründung dieses Antrags war ein junger Leutnant als Referent von der Front beurlaubt worden - ein ungewöhnliches Ereignis im Jahr 1917. Seine The-

men ließen keine Zweifel aufkommen: „Die Zukunft der Leibesübungen und des Reichsausschusses“, „Das Gesamtgebiet der Aufgaben“ und „Die Erfahrungen des Krieges.“ Dieser Leutnant hieß Carl Diem und sollte eine ungewöhnliche Karriere machen: 1928 und 1932 war er Chef de Mission der deutschen Olympiamannschaften, danach von den Nazis zum Generalsekretär des Orgkomitees der Spiele 1936 berufen, rühmte als Autor in der „Zeit“ den „Sturmlauf durch Frankreich als Siegeslauf“ gerühmt und war 1950 zum Sportreferenten der Bundesregierung ernannt worden.

Im Verlauf jener Sitzung 1917 hatte er ein Telegramm an den Kaiser verabschiedet: „Ew. Majestät bitten die hier zu einer Hauptversammlung vereinigten Verbände für Pflege von Leibesübungen Deutschlands, Ew. Majestät wollen die Versicherung unverbrüchlicher Treue und Liebe entgegennehmen. Wir werden auch in Zukunft auf das eifrigste bestrebt sein, die Männer und Frauen Deutschlands durch Leibesübungen zu stählen, damit sie für die großen und schweren Aufgaben, welche ihnen bevorstehen, zum Segen unseres geliebten Vaterlandes gerüstet sind.“ Die Versammlung musste sich allerdings auch mit einem Brief beschäftigen, der dafür plädierte, den Namen mit dem Begriff „olympisch“ beizubehalten. Geschrieben hatte den Dr. Gebhardt und neben seinen Bemühungen 1896 war auch dieser Appell eines der Motive des Vereins „Sport und Gesellschaft“ ihn 2006 für die „hall of fame“ vorzuschlagen!

Sein Vorschlag 1917, den Begriff „olympisch“ nicht zu streichen wurde damals abgelehnt und der Ausschuss umbenannt. Dr. Gebhardt aber schrieb zwei Jahre später in einem Schriftwechsel mit dem Außenministerium der Weimarer Republik: „Mein Vorwurf gegen den Reichs-

ausschuss beschränkt sich darauf, dass er bezüglich der Internationalität des Sports vollkommen versagt hat."

Soviel zur „Vorgeschichte“ des vorübergehend ohne den Begriff „olympisch“ agierenden Nationalen Olympischen Komitees.

COUBERTINS SIEGESZUG

Pierre de Coubertin, stand bis 1925 an der Spitze des IOC und erlebte nicht zuletzt dank seiner Energie den beispiellosen Aufstieg der Spiele. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs erlebte er 1920 das Wiederaufleben in Antwerpen. Als es dann darum ging, wo die nächsten gefeiert werden sollten, machte er den IOC-Mitgliedern gegenüber kein Hehl daraus, dass er sich vor seinem Abschied als Präsident noch einmal Spiele in Paris wünschen würde. Man erfüllte ihm die Bitte und 1925 nahm er in Prag seinen Abschied. Er hat - obwohl zahllose Male bestürmt und eingeladen - danach nie wieder Olympische Spiele besucht. Fast völlig verarmt starb er 1937 in Genf.

Der Belgier Henri de Baillet-Latour folgte Coubertin als Präsident und erwarb sich durch sein Engagement für die Olympischen Spiele 1936 in Berlin die Sympathie der Nazis. Vier Jahre später erlebte er den Einmarsch der faschistischen Truppen. Es war ein Akt zynischer Ironie, dass an der Spitze der Belgien erobernden Armee das Mitglied des Internationalen Olympischen Komitees Feldmarschall von Reichenau stand. (Wie derlei in der Bundesrepublik beurteilt wurde, bekundete in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ der nach 1990 vom Rhein an die Havel kommandierte Sporthistoriker Teichler (10. 3. 1999) mit der Formulierung: „Truppen, die pikanterweise

unter dem Kommando des IOC-Mitglieds von Reichenau standen...“

Er hatte das allen Ernstes für „pikant“ gehalten...

Im Juli 1940 war Diem nach Brüssel gereist und bekannte: „Auftragsgemäß fuhr ich dorthin, um mit Baillet-Latour die Veränderungen des Internationalen Olympischen Komitees zu besprechen, die sich aus der jetzigen Weltlage ergeben.“

Das tatsächliche Anliegen dieses „Besuchs“ beim belgischen IOC-Präsidenten beschrieb er so: „In Sachen des Olympischen Komitees fand ich ihn durchaus bereit, der neuen Lage Rechnung zu tragen... Es stellte sich im Gespräch heraus, dass die notwendigen Veränderungen möglich sind. Baillet hat selbst die Grundsätze dieser Veränderungen, zum Teil auf Grund meiner Vorschläge, formuliert: 'Um eine nützliche Arbeit zu leisten, muss die Konstitution des I.O.K. der neuen Weltlage Rechnung tragen.'“ Noch klarer wurde das Anliegen der Faschisten durch den nächsten Absatz: „Im Hinblick auf die vorstehenden Grundsätze erklärte sich Baillet-Latour damit einverstanden, dass bis auf weiteres in der Olympischen Rundschau weder die Liste der Mitglieder des I.O.K. noch die der angeschlossenen Nationen veröffentlicht wird... Ich habe ihm offen gesagt, dass Deutschland und Italien in Zukunft einen größeren Einfluss sowohl auf die Verwaltung der einzelnen Sportarten wie auch auf die olympische Arbeit ausüben wünschen... Baillet-Latour wies darauf hin, wie notwendig es sei, den Völkern das Recht der Teilnahme an den Olympischen Spielen auch dann zu lassen, wenn sie politisch nicht mehr selbständige Nationen seien...“

Man könnte die Frage stellen, was jener Versuch Diems, das IOC zu okkupieren mit der Bewerbung für die Spiele 2024 oder 2028 zu tun haben soll? Und würde

wieder bei der Tatsache landen, dass die Zuständigen in der Bundesrepublik das erste deutsche IOC-Mitglied Gebhardt nicht in die Ruhmeshalle aufnehmen wollte, weil seine Haltung nicht des dort gefragten Ruhms entsprach.

Ignoriert werden kann nicht, dass die Haltung der „Deutschen“ gegenüber Olympia vom ersten Augenblick – angesichts der Haltung der DDR höchst zurückhaltend formuliert – umstritten blieb. Dazu gehörte auch jener Versuch Diems, die faschistischen Armeen im Rücken, das IOC okkupieren zu wollen. Er scheiterte erst endgültig am 8. Mai 1945 mit der Kapitulation Hitler-Deutschlands.

Allerdings blieben bedenkliche Reste: Als man im Vorfeld der Spiele 1936 das Berliner Olympiastadion errichtet hatte, war als Teil Stadions auch eine sogenannte Langemarckhalle entstanden, die an die Gefallenen der Schlacht bei Langemarck in Flandern erinnern sollte. Dort waren zu Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 zehntausende schlecht ausgebildeter junge deutscher Reservisten in den Tod getrieben worden. Niemand vermochte je zu erklären, was diese Halle mit Olympia und seinen Idealen zu tun haben könnte, denn sie verknüpft letztlich das olympische Reichssportfeld mit einer Kriegerehrung und mörderischem Opfertod. Typisch für die Bundesrepublik: Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs war die Halle von der britischen Besatzungsmacht gesprengt worden, die Bundesregierung rekonstruierte sie zwischen 1960 und 1962! Nur auf einige Devotionalien, die ursprünglich in der Halle ausgestellt waren – Fahnen und blutgetränkte Erde aus Langemarck – wurde verzichtet. 2006 wurde die Ausstellung anlässlich der Fußball-Weltmeisterschaft „erneuert“.

Würden also je Berlin die Olympischen vom IOC zugesprochen, müsste die Existenz dieser endgültig Olympia „angepasst“ werden. Schon weil den Belgiern kaum zumuten konnte, olympische Medaillen im Schatten einer Halle zu verleihen, die an eines der ärgsten Blutbäder des Ersten Weltkriegs auf belgischem Boden erinnert.

AUFTAKT OHNE DIE DEUTSCHEN

Für die ersten Nachkriegsspiele 1948 hatten sich vier US-amerikanische Städte, Lausanne und London beworben. Die britische Hauptstadt wurde gewählt, obwohl dort noch die Lebensmittel rationiert waren und die Versorgung der Teilnehmer nur gesichert werden konnte, weil Länder wie Dänemark zum Beispiel per Schiff Eier lieferten. Zum ersten Mal waren die Spiele auch im Fernsehen übertragen worden, zumindest in England. Und es entstanden dem IOC keine Kosten.

Als das IOC die Einladungen zu den Spielen verschickte, wurden Deutschland und Japan nicht bedacht: Sie galten als die Hauptschuldigen des Zweiten Weltkriegs und auch das spricht dafür, dass die Spiele die politische Weltsituation durchaus berücksichtigte. (Da nach den Statuten die Mannschaften aller IOC-Mitglieder eingeladen werden mussten, ließ Coubertin die deutschen IOC-Mitglieder kurzerhand für tot erklären!)

KONZERNE MISCHEN SICH EIN

Vor allem aber: Nicht nur die politische Weltlage hatte sich verändert. Es konnte niemanden überraschen, dass die mächtigsten Konzerne der Weltmarktwirtschaft in den Spielen eine ideale Werbe-Variante zu erkennen begannen. Lange erinnerten sich die IOC-Präsidenten der Coubertin-Prinzipien und bewahrten seine Ideale, aber die Wirtschaft engagierte versierte Manager, die die sich an den olympischen Säulen zu schaffen machten.

Die wohl krasseste Manager-Attacke vollzog sich 1972.

Als Brundage erfuhr, dass sich Österreichs berühmtester Skistar, Karl Schranz, kurz vor den Winterspielen in Sapporo in einem Jersey mit Kaffee-Werbung hatte fotografieren lassen, schloss er ihn entsprechend der damals geltenden Amateurregel von den Spielen aus. Tatsächlich war es den Werbemanagern

Industrie weniger um diese Kaffeereklame gegangen, als um den Versuch, den IOC-Präsidenten zu zwingen, einen Star der Spiele für die Annullierung der Amateurregel zu missbrauchen und Werbung bei Olympia zuzulassen. Brundage aber wurde nicht einmal wankend, als Österreich wegen seines Stars drohte, die Spiele zu boykottieren. Die Werbemanager sorgten mit Hilfe der Medien dafür, dass die Entscheidung eine Welle der Empörung im eigenen Land auslöste. Der damalige österreichische Unterrichtsminister Fred Sinowatz empfahl allen Ernstes den Boykott der Spiele und appellierte an andere Nationen, sich daran zu beteiligen. Als Schranz am 8. Februar aus Tokio zurückkehrend, in Wien-Schwechat landete, erwarteten ihn 7.500 Fans, darunter die gesamte Regierung und auf dem Weg zum Ballhausplatz wurden fast 100.000 Fans gezählt. Anschließend war Schranz

Gast des damaligen Bundeskanzler Bruno Kreisky (SPÖ) und ließ sich bei drei Auftritten auf dem Balkon feiern.

Diese Episode wurde hier nur so ausgiebig beschrieben, weil sie offenbarte, wie maßlos die Industrie die nationale Sportbegeisterung nutzte, um Olympia endgültig in den Hafen der Marktwirtschaft zu steuern.

Dabei waren Fälle wie Schranz nur Passagen auf dem Weg, Olympische Spiele den Banken auszuliefern.

SAMARANCH SORGT FÜR DIE WENDE!

Die für 1980 an Moskau vergebenen Spiele wurden durch politische Interventionen Washingtons und Bonns zu der wohl gefährlichsten Hürde der Geschichte. Dank der konsequenten Haltung des irischen IOC-Präsidenten Killanin scheiterte die Attacke, aber da in Moskau auch Killanins Nachfolger gewählt werden sollte, ergab sich eine durch die politische Intervention unerwartete Situation. Haushoher Favorit für Killanins Nachfolge war der Bundesbürger Willi Daume, der aber über Nacht chancenlos wurde, als er dem Bonner Boykott folgend, ohne Mannschaft anreiste. Niemand im IOC war bereit einen Präsidenten zu wählen, der die Spiele boykottierte!

Diese Situation nutzend, präsentierten die an den Spielen so sehr interessierten Unternehmer einen Kandidaten, von dem sie sicher sein konnten, dass er die Wünsche der des Kapitals erfüllen würde. Das war der spanische Ex-Faschist Samaranch, seit Jahr und Tag finanziert vor allem vom Sportschuhkonzern adidas!

Der wurde denn auch prompt gewählt und die Marktwirtschaft hatte Olympia von nun an in der Hand!

Um die finanziellen Relationen zu illustrieren: Die Olympischen Spiele 1948 in London hatten sechs Millio-

nen Mark gekostet und einen Gewinn von 10.000 Pfund eingebracht.

Die Hamburger „Morgenpost“ ließ sich die zu erwartenden Kosten von Fachleuten mit 6,5 Milliarden kalkulieren, die „Zeit“ meldete online am 20. März 2015: im Hinblick auf die zu erwartenden Bürgerbefragung: „Ein Referendum wird nur erfolgreich sein, wenn die Hamburger zumindest ungefähr wissen, über welche Kosten sie abstimmen. Doch eine Zahl, wie viel die Spiele in Hamburg kosten sollen, gibt es nicht, obwohl die Bürgerschaft schon im vergangenen Mai darum gebeten hat. Erste Schätzungen gehen von etwa sechs Milliarden Euro aus. Jetzt müssen sich Experten schleunigst an die Taschenrechner setzen – und Zahlen liefern, die Bestand haben.“ Und wenn sie diese Zahlen notieren, dürfen sie nicht versäumen, die derzeitigen Schulden der Stadt hinzuzufügen: Sie betragen 25 Milliarden Euro!

Um das noch deutlicher zu machen: London kostete 0,462 Prozent der Summe, mit der Hamburg zu rechnen hat!

Diese Feststellung ist schockierend, doch erwartet der Leser eine Erklärung. Die wiederum kann nicht präsentiert werden ohne den beharrlichen und jahrelangen Weg zur olympischen „Inflation“ zu erläutern.

Als ich 1955 das erste Mal das IOC aufsuchte, hatte es sein Büro noch im zweiten Stock der Villa „Mon Repos“, die die Stadt Lausanne einst Coubertin überlassen hatte. Kanzler Mayer, ein angesehener Lausanner Juwelier war nur halbtags in der Geschäftsstelle und klärte dann mit der schon unter Coubertin tätigen Frau Zangghi die anfallenden Probleme. Als Mayer abtrat und IOC-Präsident Brundage den Niederländer Westerhoff als Generalsekretär engagierte, vergrößerte der das Büro sofort auf vier, später auf zwölf Angestellte. Als er drohte,

mit dem IOC umzuziehen, räumte die Stadt Lausanne dem IOC das Schloß Vidy und ihm persönliche die benachbarte Villa Aös er jedoch um die Welt zu reisen begann und die Spesenrechnungen vom IOC bezahlen ließ, feuerte er ihn. Außerdem hatte der Niederländer – wozu ihn niemand ermächtigte – neue Amateurformel verkündet, die jeden Sportler als Amateur gelten ließ, „der bei internationalen Wettbewerben kein Geld annahm“. Das war im Grunde der erste Schritt zur Kommerzialisierung und bewog denn auch Brundage den Niederländer abzusetzen.

DER TENNIS-TRICK

Die Spitze des IOC veränderte sich – man wagt zu sagen - radikal 1980. Nach Brundage war der Ire Killanin als Präsident gewählt worden. Er war der Mann, der die politischen Attacken

Washingtons und Bonns gegen die Spiele in Moskau 1980 mit Bravour abwehrte. Zur Eröffnung des IOC-Kongresses anlässlich des Auftakts der Olympischen Winterspiele in Lake Placid (USA) hatte er erklärt: „Den Mitgliedern des IOC, die die Spiele in Moskau boykottieren wollen, verkünde ich hier: `Ich bin in Moskau im Stadion und eröffne die Spiele, wie es die Regeln verlangen!“

Killanin, ein nicht sehr vermögender Filmproduzent, verzichtete auf eine Wiederwahl. Alle rechneten damit, dass der bundesdeutsche IOC-Präsident Willi Daume gewählt würde aber als der – gezwungen zu diesem Schritt von der Bundesregierung – mitteilte, dass die BRD die Spiele boykottieren würde, waren seine Aussichten chancenlos. Man suchte einen „Ersatzmann“ und in dieser Situation finanzierte die Sportartikelindustrie die

Wahl ihres Kandidaten ihren Kandidaten, den eigentlich durch seine faschistische Vergangenheit als Sport-Staatssekretär unter Franco diskriminierten Spanier Juan Antonio Samaranch. Über der Wahl am 16. Juli 1980 im Moskauer Haus der Gewerkschaften lastet seit jeher der Schatten der Korruption. Killanin erklärte nach der Wahl, dass er der Posten des IOC-Präsidenten für nicht käuflich gehalten hatte. Finanziert hatten die Wahl der damalige Adidas-Chef Horst Dassler mit seiner „sportpolitischen Abteilung“ und der Franzose Geheimdienstagent André Guelfi großen Anteil, der in seinen Memoiren gestand: „Ich konnte fast alle überzeugen, ihr Votum zu ändern.“ Guelfi hatte mit Geld und Produkten seiner Firma Le Coq Sportif bezahlt.

Samaranch zauderte keinen Tag die Kommerzialisierung der Spiele in die Wege zu leiten und ließ sich dabei einiges einfallen. 1981 hatte in Baden-Baden der XI. Olympische Kongreß stattgefunden. Samaranchs massive Versuche, den Amateurparagraphen außer Kraft zu setzen scheiterten am Widerstand der Mehrheit der Sportfunktionäre aus aller Welt. So las man im *Kommuniqué* noch im durchaus olympischen Sinn: „Der XI. Olympische Kongress, der von M. Antonio Samaranch, Präsident des IOC, geleitet wurde“ - der Hinweis illustriert Samaranchs Profilierungssucht - „ist zu folgenden Schlussfolgerungen gekommen:... Die offenen oder professionellen Wettbewerbe haben bei den Olympischen Spielen keinen Platz. Die Prinzipien der Regel 26 müssen beibehalten... werden... In enger Zusammenarbeit mit den Internationalen Föderationen und allen Organisationen, die es unterstützen, muss das IOC das Führungsorgan des Weltsports sein, das die Prinzipien der Olympischen Charta achtet...“

Diesen Formulierungen hatte Samaranch den Satz hinzugefügt: „Finanzhilfe aus kommerziellen Quellen ist willkommen, unter der Voraussetzung, dass die Athleten nicht ausgebeutet werden.“ Diese Floskel öffnete den Weg auf den Markt.

Coubertin hatte einst die Gefahren für die Zukunft der Spiele voraussehend, formuliert, dass den Spielen die Gefahr drohen könnte, aus dem Tempel auf den Markt zu geraten. Dieser Schritt war nun vollzogen!

Kaum waren die Kongressdelegierten in die Busse gestiegen, die sie in die malerische Umgebung Baden-Badens fahren sollten, trat das IOC zusammen. Samaranch nannte den Kongress – viele verblüffend - „einen Kongress der Veränderungen und demzufolge der Hoffnung. Diese Veränderung ist nur die Widerspiegelung der Veränderungen in unserer Gesellschaft. Wir dürfen nicht unflexibel bleiben, das wäre eine große Gefahr für unsere Organisation.“

Und dann praktizierte er seine „Flexibilität“!

Noch in Baden-Baden verkündete er die Anerkennung des Tennis- und des Tischtennisverbandes durch das IOC. Die meisten IOC-Mitglieder scheinen nicht zu ahnen, welche Folgen dieser Beschluss hat: Beide Sportarten haben den Amateurparagraphen aus ihren Statuten gestrichen, sind somit die ersten olympischen Verbände, die den Professionalismus bei Olympia einführen. So hebelte Samaranch den Beschluss des eben beendeten Olympischen Kongresses aus, die Amateurregel auch in Zukunft zu respektieren! Walther Tröger, bundesdeutsches IOC-Mitglied war in der Bundesrepublik der einzige, der damals diesen Schritt kritisierte: In der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ (3.10.1981) schrieb er: „Damit setzte der geschmeidige Diplomat wiederum ein Beispiel, wie geschickt er seinen Willen durchzusetzen versteht...“

Erstaunlich ist die Hast, mit der die Anerkennung vom sonst eher betulichen IOC betrieben wurde. Kritiker vermuten, dass eine starke Lobby mit handfesten kommerziellen Interessen die Olympier gedrängt haben. Das Vorgehen entbehrt der Logik. Denn erst wäre zu erwarten gewesen, die als Amateurparagraph bekannte Zulassungsregel zu diskutieren und anzupassen und erst dann die beiden Sportarten in die olympische Familie einzubeziehen.“

Damit hatte die Sportartikelindustrie – keineswegs nur adidas – die ersten Triumphe gefeiert. Eingeweihte verblüffte es nicht, schon weil ein Blick auf die Gästeliste des Kongresshotels verriet, wieviel Manager dort Quartier genommen hatten.

Übrigens: Der heutige Präsident des IOC, Thomas Bach (BRD), versichert seit Jahren, dass er zwar seit 1985 bei adidas als Sportdirektor tätig gewesen, aber angeblich nie an den Entscheidungen des Unternehmens nie beteiligt war!

LOS ANGELES VERWEIGERT GARANTIE

Die nächste olympische Wendeboje war vor Los Angeles verankert. Dort fanden 1984 die Olympischen Sommerspiele statt und die geltende IOC-Charta schrieb noch immer vor, dass das IOC einen Vertrag mit der Regierung des Gastgeberlandes oder zumindest mit der Stadtverwaltung des Austragungsortes abzuschließen habe, der die Finanzierung der Spiele garantierte. Los Angeles hatte sich geweigert, dem IOC einen solchen Vertrag auszuhändigen und präsentierte stattdessen als „Garantiepartner“ ein privates Kommerzunternehmen. Der schlitzohrige Samaranch behauptete, dass er diesen Schritt hatte akzeptieren müssen, weil sich außer Los

Angeles keine andere Stadt um die Spiele beworben hatte. Die Vermarktung war grenzenlos. Als erstes wurde der übliche Fackellauf durchs Land regelrecht verhökert. Wer 3000 Dollar einzahlte, durfte die Fackel eine Meile tragen. Das bewog auch die berühmtesten Gangster des Landes, sich als Fackelläufer feiern zu lassen. Das Geschäft erwies sich einträglich: 22.500 Kilometer waren zurückzulegen und das ergab summa summarum 67,5 Millionen Dollar.

Allerdings: Ehe der Fackellauf gestartet werden konnte, musste das Feuer im antiken Olympia entzündet werden, und die Griechen weigerten sich strikt, die Zeremonie zu „verkaufen“. In den USA verbreitet man heute noch, dass der Ärger dem kommunistischen Bürgermeister von Olympia zuzuschreiben sei, aber die Ablehnung war umfassend. Die Schauspielerin Aspasia Papatou, die im Gewand einer Hohepriesterin das Feuer zu entzünden pflegte, weigerte sich an der Zeremonie mitzuwirken und versicherte: „Wir werden nicht zulassen, dass das Feuer, an dem auch die Kinder Hiroshimas ihre Gedenkkerzen entzündet haben, in einen Werbegag für Coca Cola umfunktioniert wird.“

Wer kam den Los-Angeles-Managern zu Hilfe? Samaranch! Er ließ des IOC-Exekutivkomitee verkünden, dass die olympische Flamme nach gründlichem Studium der Rechtslage dem IOC gehört. Seine Entzündung sei allenfalls eine griechische Dienstleistung. Die Antwort der Hellenen war deutlich: „Wenn Samaranch das Feuer haben will, muss er es selbst entzünden und nach Athen tragen.“

Zwei zähe Verhandlungen zwischen Amerikanern und Griechen endeten ergebnislos. Die Gefahr, dass man in Los Angeles ohne das olympische Feuer auskommen müsste, schien nicht mehr abzuwenden. Die US-Amerikaner begannen heimlich in Griechenland Freiwilli-

ge anzuwerben, die gegen Dollargage das Feuer von Olympia nach Athen tragen sollten. Der griechische Leichtathletikverband reagierte augenblicklich: „Jeder Läufer, der sich daran beteiligt wird auf Lebenszeit disqualifiziert.“

Schließlich wurde das Feuer ohne jegliches Zeremoniell von Yankee-Managern entzündet, und die US-amerikanische Luftwaffe flog es von einem Militärflughafen mit einem Armee-Hubschrauber nach Athen.

DAS SUPER-GESCHÄFT

Da die Los-Angeles-Manager enorme Gewinne erzielten, bewarben sich Kandidaten für die nächsten Spiele in Scharen. Olympia war endgültig zum Geschäft geworden! Die die letzte Entscheidung treffenden IOC-Mitglieder begannen sich nach den Summen zu richten, die ihnen die Bewerber zahlten.

Als der Streit um die jüngste Olympiabewerbung Berlins so manchen Streit auslöste, wurde – aus politischen Gründen – eine Bewerbung schlicht unterschlagen. Nur der „Tagesspiegel“ (25.6.2014) erinnerte mit einem wenig Wahrheiten enthaltenden Beitrag daran, dass Berlins Regierender Bürgermeister Willy Brandt 1963 dem IOC eine mehr als abenteuerliche und ausschließlich von politischen Motiven bestimmte Bewerbung drei Tage vor Einsendeschluss zugestellt hatte: Berlin wollte angeblich die Spiele 1968 austragen, für die als Ausrichter längst Mexiko feststand. Die Aktion wurde kurz nach dem Besuch Kennedys in Westberlin gestartet und dürfte von dem US-Präsidenten angeregt worden sein. Die durch die Mauer gesplante Stadt sollte Olympia austragen, und damit die Sowjetunion in Schwierigkeiten bringen. Wie hätten Olympische Spiele ausgetragen werden kön-

nen, ohne die Sowjetunion zu zwingen, die Mauer wegzuräumen?

Der NOK-Präsident der DDR, Dr. Heinz Schöbel reiste zu Brundage und nach einer Beratung der beiden, wurde der Antrag zu den Akten gelegt. Es blieb die bis dahin politisch extremste Aktion der Bundesregierung im Zusammenhang mit Olympia! So dürfte auch zu erklären sein, dass diese Bewerbung kaum jemals wieder erwähnt wurde! Auch die Bewerbung des Jahres 1992 für die Spiele 2000 war keineswegs unpolitisch. Der „Beitritt“ der DDR sollte olympisch „gefeiert“ werden! Die Bewerbung scheiterte kläglich: 9 von 89 Stimmen!

DER AUFSCHLUSSREICHE „KONTROLLBERICHT“

Aufschlussreich aber ist ein „Kontrollbericht“, zu dem sich der Senat 1996 veranlasst sah. Er ist zwar zu einem großen Teil spurlos verschwunden, doch geben selbst die aufgefundenen Reste hinreichend Aufschluss, was sich damals zugetragen hatte! 1993 hatte man sich also um die Spiele des Jahres 2000 beworben. Am 22. August 1996 war der Kontrollbericht des Berliner Rechnungshofes veröffentlicht worden und wer den zur Hand nimmt kommt aus dem Staunen nicht heraus.

Mit Nachdruck soll vor dem Abdruck einiger Passagen betont werden, dass die vom IOC vorgeschriebenen Regeln damals unzählige Male verletzt worden waren. Wer also bei einer Bewerbung für 2022 oder 2028 Bedenken wegen der Kosten äußerte, hätte also als erstes die Einhaltung der IOC-Regeln fordern müssen! Und das umso nachdrücklicher, wenn man jenen Bericht von vor gut zwei Jahrzehnten zur Hand nimmt. Überraschen muss vor allem, dass selbst ernst zu nehmende politische Kräf-

te – wie die Partei Die Linke – das Thema „Kosten“ in den Vordergrund rückten, ohne zu wissen, welche Kosten überhaupt entstehen. Wer die Friedens-Ideologie der Spiele ignoriert, sollte auf jede Beteiligung an der Diskussion ob man sie stattfinden lassen sollte oder nicht, besser verzichten! Es geht nicht um die Kosten an sich, sondern zunächst um das Anliegen der Spiele und die lässt sich kaum ablehnen!

Wie wenig der Senat bei der letzten Bewerbung die Vorhaben kontrollierte, verraten die noch vorhandenen Passagen des Kontrollberichts:

„...Zum kommissarischen Geschäftsführer der Olympia GmbH wurde... ein Beamter der Senatskanzlei bestellt. Dieser stellte fest, dass der erste Geschäftsführer mit eingestellten Mitarbeitern nur mündliche Absprachen über die Arbeitsbedingungen getroffen und nicht für den Aufbau einer ordnungsgemäßen Buchhaltung gesorgt hatte... Als neuer Geschäftsführer der Olympia GmbH wurde ein Direktor der damaligen Treuhand-Anstalt ausgewählt, der sein Amt im Februar 1992 antrat...“

Ein beim Skandalunternehmen Treuhand Entlassener leitete also die Olympiabewerbung Berlins. Eine aufschlussreiche Enthüllung, dieweil in Berlin genügend Funktionäre zu finden gewesen wären, die in Jahrzehnten ausgiebige Erfahrungen bei der Veranstaltung von sportlichen Großereignissen gesammelt hatten.

„...Die Aktivitäten der Olympia GmbH waren einerseits darauf gerichtet, die Berliner Bevölkerung für die Olympia-Bewerbung zu begeistern, andererseits zielten sie darauf ab, die Mitglieder des Internationalen Olympischen Komitees (IOC) für die Bewerberstadt Berlin einzunehmen... So warb die Olympia GmbH... und nahm durch ihre Repräsentanten persönlichen Kontakt zu IOC-

Mitgliedern auf, die sie nach Deutschland einlud oder in ihren Heimatländern aufsuchen ließ...“

Ebenfalls aufschlussreich: Olympiabewerber sollen doch wohl den IOC-Mitgliedern die Austragungsstadt vorstellen. Was trieben sie wohl in deren Heimatländern?

„...Die Prüfung durch den Rechnungshof war vor allem dadurch erschwert, dass für die Prüfung unerlässliche Unterlagen zum Teil erst mit erheblicher Verspätung erstellt und dem Rechnungshof übersandt wurden...

...Erschwerend wirkte sich ferner aus, daß dem Rechnungshof zum Zeitpunkt der Prüfung nur noch der ehemalige Leiter der Abteilung Innere Dienste der Olympia GmbH, der auch für den Bereich Finanzen zuständig war, als Ansprechpartner zur Verfügung stand. Der Liquidator der Olympia GmbH i. L. hat zur Aufhellung von Sachverhalten selbst nicht beigetragen und stand für Fragen nicht unmittelbar zur Verfügung.“

Wusste er keine Antworten oder wollte er keine geben?

„...Eine erhebliche Einschränkung der Erkenntnismöglichkeiten ergab sich auch dadurch, dass der Geschäftsführer der Olympia GmbH Akten der Gesellschaft hatte vernichten lassen (sog. Reißwolfaffäre). Dabei sind u. a. die in der 'Internationalen Abteilung' der Olympia GmbH für jedes IOC-Mitglied geführten Ordner, die den Schriftverkehr zu den Einladungen nach Berlin und Stuttgart sowie Einzelheiten der Programmgestaltung der Besuche enthielten, vernichtet worden...

... Ob die nicht vorgefundenen Unterlagen vernichtet worden sind oder nicht existierten, hat der Wirtschaftsprüfer nicht festgestellt. Aufgrund der Prüfungen durch die Senatskanzlei und den Rechnungshof steht nunmehr fest, dass ein Teil nicht existiert hat, weil der Geschäfts-

führer sogar Millionengeschäfte mündlich abgeschlossen hat...

...Ebenso sind Reise- und Aufenthaltskosten für IOC-Mitglieder (einschließlich der Geschenke) nicht nur bei dem hierfür eingerichteten Konto, sondern auch bei den Konten 'Broschüren', 'Werbeaktivitäten' und 'Gäste- und Journalistenbetreuung' gebucht..."

Hätte jemand im Vorfeld der schon im Duell mit Hamburg gescheiterten Bewerbung diesen Bericht hervorgeholt, wäre doch als erstes die Forderung erhoben werden müssen, 2015 Voraussetzungen zu schaffen, die die Schlamperei des Jahres 1992 ausschlossen. Davon war nirgends und nie die Rede!

Im Gegenteil: Ein Mann wie Walther Tröger, einer der erfahrensten bundesdeutschen Olympiakfunktionäre – Bürgermeister des Olympischen Dorfes 1972 in München - antwortete in der „Berliner Zeitung“ (10.3.2015) auf eine Frage zur Berliner Bewerbung 2000: „Noch heute sagen IOC-Kollegen mir, dass die Präsentation Berlins die besten war, die sie je gesehen haben!“

Da im Vorfeld jener missglückten Berliner Bewerbung ständig von den Kosten die Rede war, soll nicht verschwiegen werden, was der Rechnungshof damals bei der Überprüfung der Gehälter festgestellt hatte: „Bei der Olympia GmbH waren in den Jahren 1992/93 sechs Mitarbeiter in leitenden Positionen mit Jahreseinkommen von 110.000 DM bis 360.000 DM tätig..." Klartext: Mindestens einer der Herren wurde monatlich mit 30.000 Euro gelöhnt! Von ehrenamtlichen erfahrenen Funktionären war nirgends die Rede!

Berlin hatte sich damals entschlossen, die entsprechend der Regeln in die Olympiastadt Einzuladenden auch nach Stuttgart zu fliegen um die dort stattfindenden Leichtathletik-Euromeisterschaften für die Werbung zu

nutzen. Das las sich in jenem Kontrollbericht so: „Für die Leichtathletik-Weltmeisterschaften (WM) in Stuttgart 1993 war im Wirtschaftsplan der Olympia GmbH ein Betrag von 300.000 DM vorgesehen... Die Stuttgarter Messe- und Kongressgesellschaft mbH stellte der Olympia GmbH später folgende Kosten einschließlich Mehrwertsteuer in Rechnung:

- a) 2.214,00 DM für Logis IOC-Mitglied
 - b) 2. 214,00 DM für Logis IOC-Mitglied
 - c) 97.320,02 DM für Dauerkarten der IOC-Begleitpersonen...
 - f) 334.147,49 DM für Auslagen für IOC-Mitglieder...
- Gesamt 1.047.318,31 DM...

Außer den bereits genannten Kosten hat die Olympia GmbH im Zusammenhang mit der WM noch Zahlungen in Höhe von 101.781,31 DM an ein Institut für Konfliktforschung gezahlt... Bei diesem Institut soll es sich um ein Personenschutzunternehmen handeln (Sicherheitsberatung/Gestellung von Leibwächtern).“ Der Kontrollbericht monierte: „Es ist nicht einzusehen, aus welchem Grund die Olympia GmbH Berlin ein privates Personenschutzunternehmen für eine Veranstaltung in Stuttgart bezahlt hat. Vermerke hierzu liegen nicht vor.“

Hier soll ein Schlussstrich gezogen werden: Niemand kann leugnen, dass bei der Bewerbung Berlins damals völlig unbegründete Zahlungen geleistet wurden.

Unser Verein hatte zu Beginn des Jahres 2015 zum Thema Olympia eine ERKLÄRUNG abgegeben, in der es hieß: „Wann und wo immer von Olympia die Rede ist, geht es um ein Fest des Friedens! Deshalb engagiert sich der Verein für die Spiele, wo immer sie stattfinden. (...) Deutschland stellt zum ersten Mal in den 120 Jahren Olympia mit Thomas Bach den Präsidenten des Internationalen Olympischen Komitees. Er sollte das Erbe des

Franzosen Coubertin durchfechten, in dem er die zunehmende Kommerzialisierung nachdrücklich reduziert. `Sport und Gesellschaft´ plädiert deshalb für alle Aktivitäten, die der Fortsetzung der besten Traditionen der olympischen Geschichte gerecht werden.“

Unser Verein zählt sich also zu denen, die die olympischen Ideale verteidigen, träumt aber nicht von illusionären Hoffnungen. Das Duell zwischen Berlin und Hamburg spiegelte die deprimierende Realität wieder, in die die Spiele nun geraten sind.

Nicht einmal der IOC-Präsident vermochte in seinem Heimatland zu klären, ob sich die beiden Städte Olympische Spiele überhaupt leisten können? Offiziell hat Berlin rund 61 Milliarden Euro Schulden, Hamburg 25 Milliarden. Zahlen, die man fast als oberflächlich bezeichnen muss, wenn man die Zahl der Einwohner vergleichen würde, Zahlen also, die in keiner Weise gestatten die gestellte Frage zu beantworten.

Die erste Frage hätte eigentlich lauten müssen: Hätte das Nationale Olympische Komitee – auch wenn es offiziell einen anderen Namen trägt fungiert es als solches – nicht Fachleute zu einer Konferenz laden müssen, die gründlich untersuchen, wer die besseren Voraussetzungen bietet? Was wäre geschehen – wenn sich auch noch Dresden oder Wolfsburg um die Spiele beworben hätten? Beide Städte können auf eine Pro-Kopf-Verschuldung ihrer Bürger von 0 Euro verweisen!

Aber es hatten sich Berlin und Hamburg beworben und jenes Gremium, das darüber entschied, wählte Hamburg.

Und das, obwohl Hamburg ins Gerede geraten war, als es sich entschloss, eine Elbphilharmonie zu errichten und sie ein „schillerndes Aushängeschild für die Hansestadt“ nannte. Die Baukosten waren mit 77 Millionen veranschlagt und betra-

gen bisher rund 800 Millionen Euro. Die Kosten zahlt nicht irgendein Sponsor, sondern der Steuerzahler.

Nun also Olympia. Oslo, das sich für die Winterspiele 2022 beworben hatte, warf unlängst das Handtuch. Der Grund: Stadt und Regierung waren nicht bereit, die Forderungen zu erfüllen, die das Büro des IOC-Präsidenten verschickt haben dürfte. Sie umfassten 7000 Seiten! Das IOC forderte unter anderem für sich: Separate Eingänge am Flughafen während der Spiele, eigene Wagen mit Chauffeuren auf gesperrten Fahrspuren.

Wo will Hamburg die Spiele austragen? Im Hafen! Der Kleine Grasbrook, wo sonst auch Überseeschiffe ankern muss also umgewandelt werden. Vorsichtige Schätzungen der dabei entstehenden Kosten belaufen sich auf 5 Milliarden Euro...

Die Hafenbetriebe fordern natürlich, dass dieser aufwändig Umzug von den Olympiaveranstaltern bezahlt wird. Auch das Olympische Dorf soll dort entstehen und anschließend als Wohnraum genutzt werden. Viele fragen sich allerdings jetzt schon, wie verlockend es ist, inmitten des Hafenlärms zu wohnen.

So endete unser Plädoyer nicht mit der Frage: Hamburg oder Berlin – eine Frage, die längst entschieden ist Olympia in Berlin – , sondern Olympia auch in Zukunft?

Es ließen sich unzählige Antworten geben, die aber alle bei „Ja“ oder „Nein“ enden müssten. Einst hatte Samaranch, der das Beil an die Spiele legte, gepredigt: „Das Vermächtnis unseres Gründers Pierre de Coubertin muss für immer erhalten bleiben!“ Sein Nachfolger Bach scheint in diesem Augenblick weggehört zu haben!

Man muss ihm nicht sagen, dass Coubertin die Jugend der Welt im friedlichen sportlichen Wettkampf hatte versammeln und nicht die IOC-Mitglieder in Luxuskarossen zu den Stadien karren wollen! Seine Olympischen

Spiele haben in der Weltgeschichte eine unbestritten positive Rolle gespielt. Wenn sie nun vom Tempel auf den Markt vertrieben wurden, sollte man sich auch an Gebhardt erinnern und seine Forderungen erinnern und in Hamburg oder sonstwo Olympische Spiele veranstalten, die nicht Milliarden kosten! Übrigens: Die Athleten schlafen nicht in luxussuiten und sie sind und bleiben die Hauptpersonen dieser Spiele!

DIE LINKE UND DER SPORT

Am 28. November 2014 richtete die Fraktion DIE LINKE eine Kleine Anfrage an die Bundesregierung zu Konsequenzen der Studie „Doping in Deutschland“. Es wäre müßig die Vorgeschichte dieser Anfrage darlegen zu wollen. Festzustellen wäre höchstens, dass man sich gut jener hemmungslosen Vorwürfe erinnert, die zu Beginn der neunziger Jahre gegen die Führung des DDR-Sports wegen angeblichen Dopings erhoben worden waren. Funktionäre, Trainer und Ärzte wurden damals strafrechtlich verfolgt und verurteilt. Man forderte vom IOC sogar, die Rückgabe der von DDR-Athleten erkämpften olympischen Medaillen zu verlangen, eine kindische und in der Geschichte der Spiele beispiellose Forderung, die das IOC nicht einmal zur Kenntnis nahm. Als eines Tages gewissenhafte Ärzte die Aufklärung des Dopings in der Alt-Bundesrepublik forderten, wurden zwar 350.000 Euro für dieses Vorhaben bewilligt, aber als sich das Ausmaß des bundesdeutschen Dopings abzuzeichnen begann, begann man erst nur zaudernd die Ergebnisse mitzuteilen und sie dann sogar zu verweigern. Die Kleine Anfrage der Linken sollte wohl verbindliche Antworten erzwingen wollen, blieb aber ohne ernsthafte Antworten. „Beiträge zur Sportgeschichte“ glaubte nie, durch diese Publikation das Anliegen der Fraktion unterstützen zu können, wollte aber dem Leser demonstrieren, wie die Bundesregierung solche Fragen zu beantworten pflegt. (Wissen sollte der Leser noch, dass inzwischen die sogenannte „Steiner-Kommission“ gegründet worden war, der die Verantwortung übertragen worden war.)

Die Frage: Inwieweit bzw. wo wurde die Studie „Doping in Deutschland“ nach Kenntnis der Bundesregierung bisher veröffentlicht, und welche Gründe sprechen aus

Sicht der Bundesregierung gegen die umfassende Veröffentlichung aller gewonnenen Erkenntnisse? (...)

Antwort: „Nach Vorlage des Abschlussberichts zum Forschungsprojekt „Doping in Deutschland von 1950 bis heute“ ist seitens der Bundesregierung eine interne Auswertung vorgenommen worden. (...) Darüber hinaus wurde analysiert, ob ein weiterer Forschungsbedarf besteht und mit welcher wissenschaftlichen Methodik einem evtl. bestehenden Forschungsdesiderat nachzukommen ist. Wegen der in Bezug auf einzelne Personen und den Untersuchungsgegenstand vergleichbaren Forschungsprojekte ist davon auszugehen, dass der bislang noch nicht veröffentlichte Abschlussbericht der zu weiteren Erkenntnissen führen wird.“

Erinnert diese Antwort nicht an die Redensart: „Nachts ist es kälter als draußen?“

Auf die gestellte Frage wurde jedenfalls keine Antwort gegeben. Nicht mal ein Termin angedeutet, wann man mit dem Bericht eventuell rechnen könnte. Ahnen ließ sich höchstens, dass bei der Antwort mit Mängeln zu rechnen sein wird: „Die Prüfgruppe Innenrevision des Bundesministeriums des Innern (BMI) hat die im Rahmen der Forschungsergebnisse der HU Berlin erhobenen Vorwürfe im Hinblick auf ein etwaiges Fehlverhalten von (ehemaligen) Beschäftigten des BMI oder des Bundesinstituts für Sportwissenschaft (BISp) untersucht. Der interne Prüfbericht kommt zu dem Ergebnis, dass der in der Studie erhobene zentrale Vorwurf einer systematischen anwendungsorientierten Dopingforschung auf Veranlassung oder jedenfalls mit Wissen und Wollen der beteiligten Behörden anhand der im BMI und BISp eingesehenen Akten nicht durch konkrete Tatsachenfeststellungen belegt werden könne. Rechtliche Schritte seien daher nicht angezeigt.“

Immerhin ließ diese Formulierung den Schluss zu, dass „Fehlverhalten“ festgestellt worden war, aber mit „rechtlichen Schritten“ nicht gerechnet werden kann.

Letzte Zweifel räumt die Antwort auf die vierte Frage aus: „Zu welchem Ergebnis ist die Bundesregierung nach Vorliegen des Abschlussberichts der Steiner-Kommission hinsichtlich der Bewertung oder Eingrenzung eines fortbestehenden Forschungsbedarfs über die gesamtdeutsche Dopingvergangenheit für den Zeitraum 1990 bis heute gelangt?“

Die Bundesregierung: „Auf Basis des Abschlussberichtes der `Steiner-Kommission´ ist keine Stellungnahme zur `Bewertung oder Eingrenzung eines fortbestehenden Forschungsbedarfs über die gesamtdeutsche Dopingvergangenheit für den Zeitraum 1990 bis heute´ möglich, da dieser Bericht zu der Frage eines fortbestehenden Forschungsbedarfs auf der Grundlage der Studie `Doping in Deutschland´ keine Aussage trifft.“

Letzte Zweifel ob es nachts kälter als draußen sei, wären damit ausgeräumt!

UNSER TÄGLICH BROT GIB UNS HEUTE

Der Hallenser Zehnkämpfer Walter Meier hatte beim ersten Start von DDR-Leichtathleten bei Europameisterschaften 1958 in Stockholm die Bronzemedaille im Zehnkampf errungen, nur 20 Punkte hinter dem Finnen Uno Palu. Als er seine sportliche Laufbahn beendet hatte betätigte er sich zuweilen als Autor. „Beiträge zur Sportgeschichte“ hatte schon in früheren Ausgaben Texte von ihm veröffentlicht und lässt nun eine weitere folgen.

Ja, aber welches? Weißbrot? Schwarzbrot? Leinsambrot? Zwischen dem kriegserprobten Kommissbrot der Soldaten und den Diät- und de-luxe-Broten für Magenranke, Snobs und Biofetischisten gibt es allein in Deutschland mehr als dreihundert Sorten. Tendenz steigend.

Als ich vier Jahre alt war (also vor achtzig Jahren!), gehörte das Brotholen zu meinen Lieblingsbeschäftigungen. „Lauf mal schnell zum Bäcker und hole ein Brot“, sagte meine Mutter und drückte mir das abgezählte und in einen Zeitungsschnipsel gewickelte Geld in die Hand. „Verlier's nicht!“ Ich holte gern Brot. Es duftete köstlich nach nichts anderem als nach Brot, es hauchte mir Restwärme des Backofens in die Nase, und flüsterte mir bei jedem Schritt 'Beiß mich, beiß mich' ins Ohr. Ich liebte das Brot, und ich liebte meine Mutter, auch wenn sie manch-

mal mit mir schimpfte, weil ich zu lange getrödelt hatte, aber niemals verlor sie auch nur ein einziges Sterbenswörtchen darüber, dass beide Enden des Brotes angeknabbert waren. Meine Mutter ist schon lange tot, meine Liebe zum Brot ist geblieben. Ich hasse jeden, der Brot misshandelt oder gar missbraucht. Wie leicht hatten es damals, als ich noch Kind war, die Pfarrer mit ihrem Vaterunser. Es gab EINEN Gott, und es gab DAS Brot, das „tägliche“. Wie schwer hätte es dagegen Jesus, wollte er heute mit seinem Dreipfundbrot fünftausend hungrige Mäuler stopfen! Und für welche Brotsorte sollte er sich entscheiden? Erschwerend käme hinzu, dass sein himmlischer Vater 800 Millionen seiner irdischen Geschöpfe das „täglich Brot“ gänzlich vorenthält. Gelassen schaut er zu, wie die einen sich das angemästete Fett absaugen lassen, während andere verhungern. Um jene 800 Millionen Hungernde satt zu machen, bräuchte Jesus 160000 seiner Zauberbrote. Aber vielleicht ist dieser weltweite Hunger gar nicht gottgewollt, sondern menschengemacht?

Der moderne Prometheus probt schon mal das Leben in der Schwerelosigkeit; er hisst seine 'Ick-bin-allhier'-Standarte unter dem Polareis und auf dem Mond; er ist unterwegs zu anderen Planeten, um nachzusehen, ob es sich dort leben und gut verdienen lässt. Wittert er kommerzielle Morgenluft, wird er sich eiligst seinen Claim abstecken: PRIVATBESITZ! ZUTRITT VERBOTEN!

Stößt er dabei auf menschenähnliche Wesen, wird er sie missionieren und mit den Viren unserer hausgemachten Religionen infizieren. Vielleicht wird er sie auch ungetauft totschiessen. Die Methode, wie man Ureinwohner und sonstige unerwünschte Kreaturen ausrotten

kann, hat sich, wie das Schicksal der Indianer und Aborigines beweist, bewährt. Und dennoch wuchs die Erdbevölkerung rapide, und sie wird weiter wachsen, trotz Pille, Holocaust und Aids und Krieg. Die Erde aber wächst nicht mit. Im Gegenteil. Von den Urwäldern, die einst gemeinsam mit den Ozeanen den Erdball bedeckten, ist nur ein kläglicher Rest an Regenwäldern übrig geblieben. In den zehn Jahren zwischen 1995 und 2005 schrumpfte die „Lunge unserer Erde“, der südamerikanische Regenwald, um eine Fläche, die dreimal so groß ist wie die Bundesrepublik! Unvorstellbar? Versuchen Sie es trotzdem! Wie groß ein Fußballfeld ist, weiß heutzutage jedes Kind. Sechs solcher Fußballfelder entsprechen einer Fläche, die dem Regenwald entrissen wird - PRO MINUTE!!!

Zuerst mußten die Ehrfurcht einflößenden über hundert Meter hohen und tausend Jahre alten Mammut- und Mahagonibäume dran glauben. Sie zieren heute, zersägt, geschält und in hauchdünne Scheiben geschnitten, als Schreibtisch, Bücherschrank oder Täfelung die Millionärsvillen und Luxus-Yachten. Das Bauholz rissen sich das Baugewerbe und die Holzindustrie unter den Nagel, und was die Latifundienbesitzer verschmähten, das wertlose Unterholz, Lianen und Buschwerk, machten die „Hungerleider“, die landarmen und landlosen Bauern urbar für Weizen, Mais und Sojabohnen; für ihr „täglich Brot“.

Doch warum in die Ferne schweifen? Solange wir in Deutschland täglich 90 Hektar Erdboden zubetonieren, haben wir kein Recht, mit Steinen zu werfen. 90 Hektar! PRO TAG! Autobahnen, Flugplätze, Fabriken, Baumärkte, Einkaufszentren mit ihren oft überdimensionierten Parkplätzen und nicht zuletzt auch die den Volkssport verhöhnenden Golfplätze, lassen unsere

Bodenfläche jährlich um 32.000 Hektar schrumpfen. Selbst wenn davon nur 20.000 Hektar für den Anbau von Brotgetreide geeignet sein sollten, ergäbe das eine Einbuße von 1,56 Millionen Dezitonnen Weizen (1 dt = 1 Doppelzentner = 100 Kilogramm)

Aus einer Dezitonne Getreide gewinnt der Müller, je nach Ausmahlungsgrad 60 bis 90 Kilogramm Mehl. Bei einem Ausmahlungsgrad von 80% wären das 124,8 Millionen Kilogramm.

Der Bäcker benötigt für ein „Dreipfundbrot“ 900 Gramm Mehl. Da es mir auf ein paar Gramm nicht ankommt und es sich auch einfacher rechnet, erhöhen wir auf glatte tausend Gramm.

Fazit: Aus dem Getreide, das uns wegen der zubetonierten 20000 Hektar verloren geht, hätten die Bäcker 124,8 Millionen Brote backen können.

Und deshalb klage ich alle diejenigen an, die altgewordenes Brot und übrig gebliebene Brötchen verheizen. Ich fordere alle diejenigen vor die Schranken eines internationalen Gerichts, die dafür verantwortlich sind, dass Brotgetreide und sonstige Grundnahrungsmittel (z. B. Rapsöl) zu Treibstoff verarbeitet werden. Solange auf unserer Erde auch nur ein einziges Kind an den Folgen der Unterernährung stirbt, ist die Umwandlung von Nahrungsmitteln in Benzin für die Christen eine Sünde und für die anderen ein Verbrechen!

Warum so gnadenlos streng? Weil während der Zeit, die Sie brauchten, um bis zu dieser Stelle zu lesen, 84 Kinder verhungert²⁾ sind.

Als Nachtrag:

„Oh, Freunde, nicht diese Töne, sondern lasset uns angenehmere anstimmen und freudenvollere ...“

Zum Beispiel den Bericht in einer der in Halle/Saale wöchentlich erscheinenden Werbezeitung

des Jahres 2009 (ich hebe so etwas manchmal auf):
Von den 400 geladenen Gästen eines Balles wurden
verzehrt:

500 Austern, 30 Kilo Rindshüftensteaks, 30 Kilo Käse
(Schweiz, Frankreich, BRD), 200 Stück geräucherter
Heilbutt, 5 Kilo Algensalat, 60 Kilo frisches Obst sowie
eine ungenannte Zahl an „Leckerlis“.

BROT WURDE NICHT ERWÄHNT.

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
wer nie die kummervollen Nächte
auf seinem Bette weinend saß,

der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein,
ihr lasst den Armen schuldig werden,
dann überlasst ihr ihn der Pein:

DENN ALLE SCHULD RÄCHT SICH AUF ERDEN."

(*Goethe*)

„HOFFENTLICH TRIFFT ES DIE RICHTIGEN!"

(*Meier*)

Fußnoten:

1) Laut statistischem Jahrbuch wurden 2010 geerntet: 78 dt Weizen
98 dt Mais

2) Laut UNO-Bericht verhungert weltweit alle 5 Sekunden ein Kind

GESCHICHTE

ERINNERUNGEN AN DIE LEICHTATHLETIK-EM 1958

1958 fanden die Leichtathletik-Europameisterschaften
in Stockholm statt. Die Schweden hatten sich viel Mühe
gegeben die besten Voraussetzungen zu schaffen und
wurden plötzlich mit Querelen konfrontiert, mit denen sie
nicht hatten rechnen können. Die Internationale Leicht-
athletikföderation (IAAF) hatte im Vorfeld dieser Titel-

kämpfe den DDR-Verband als Mitglied aufgenommen, doch hatte sich der bundesdeutsche Verband mit seiner Forderung durchgesetzt, dass nur eine deutsche Mannschaft starten sollte, deren Mitglieder in Ausscheidungen ermittelt werden sollten. Die fanden Anfang August 1958 in Leipzig und Kassel statt. Unterschiedliche Auffassungen der Ausrichter waren nicht zu übersehen. So konnten die bundesdeutschen Aktiven in Leipzig ihre Mahlzeiten nach der Speisekarte des Hotels wählen, während in Kassel Bons ausgegeben wurden, die zum Beispiel für das Frühstück nur 2,50 DM (Kännchen Kaffee, Butter, Brot, Marmelade) vorsahen. Ärger gab es auch, als DDR-Athleten, die in die Bundesrepublik gewechselt waren, im Hotel erschienen und sich bemühten, Mitglieder der DDR-Mannschaft zu überreden, ihr Team zu verlassen. Besonders emsig agierte in dieser Hinsicht der frühere Hindernisläufer Stephan Lüpfer, der aber wie alle anderen erfolglos blieb.

Nach dem Finale in Kassel wurde die Mannschaft nominiert, wobei der DDR-Verband für eine großzügige Geste Sympathie erntete: Man verzichtete auf die qualifizierte Leipzigerin Christa Smoger und nominierte dafür die Fünfkämpferin Edeltraud Eiberle (Trossingen). Sie galt als chancenreich war aber durch eine Verletzung ausgeschieden.

Das vor allem zeitraubende Problem war die Frage, welche Hymne gespielt bei Siegerehrungen gespielt werden sollten. Man einigte sich: Für die jeweiligen Sieger die jeweilige National-Hymne. Als die Mannschaft in Stockholm eintraf, wurden die schwedischen Veranstalter über diese Lösung informiert und akzeptierten sie. Beide Verbände gaben also ihre Noten und Musikfolien ab. Die schwedischen Organisatoren wollten jeden Ärger vermeiden und baten die Präsidenten der beiden Ver-

bände - Erhard Schöber und Dr. Danz - am Sonnabendvormittag für 10 Uhr zu einem Gespräch im Organisationsbüro. Danz erschien nicht. Nach einer halben begab sich Schöber zum Stadion-Glockenturm und konferierte mit den für die Siegerehrungen verantwortlichen Funktionäre. Die eröffneten ihm, dass die bundesdeutsche Mannschaft inzwischen eine weitere Unterschrift beider Präsidenten fordere. Als Dr. Danz dann endlich eintraf, bestätigte er zwar die in Kassel getroffene Vereinbarung, die seine Unterschrift trug, weigerte sich aber, seinen Füllfederhalter herauszunehmen und die erbetene Unterschrift zu leisten. „Damit hatte ich schon genug Ärger“, gestand er auf der Treppe offenherzig Erhard Schöber. Er verschwieg allerdings, wer ihm diesen Ärger bereitet hatte. Die irritierten Schweden schlugen vor, am Montagvormittag noch einmal über diese Angelegenheit zu reden.

In den nächsten Stunden ergaben sich sensationelle Wendungen. Am Sonnabend gegen 14 Uhr trat der Europarat der IAAF zusammen, um den Programmablauf noch einmal zu beraten. Anschließend erhob sich plötzlich der französische Präsident des Rates, Mericamp, und teilte den verblüfften Ratsmitgliedern mit, dass man sich in der deutschen Mannschaft nicht über die Hymne habe einigen können und die schwedischen Organisation daher einen neuen Beschluss verlangt hätten. Der sichtlich irritierte Mericamp schlug den beiden deutschen Verbänden vor, durch Los entscheiden zu lassen, welche Hymne intoniert werden sollte. Das lehnten die meisten Europaratsmitglieder ab.

Keiner der Funktionäre war bereit diese Frage zu erörtern, denn keiner von ihnen hatte erfahren, was sich

inzwischen getan hatte: Das Auswärtige Amt der Bundesregierung hatte die schwedische Regierung informiert, dass sie das Intonieren der DDR-Hymne als „unfreundlichen Akt“ empfinden würde und sogar drohte, den BRD-Botschafter vorübergehend aus Stockholm einzuberufen. Die noch immer ahnungslosen Europaratsmitglieder beschlossen bei deutschen Erfolgen überhaupt keine Hymne zu spielen. Danz enthielt sich seiner Stimme, der DDR-Präsident war zu der Beratung nicht eingeladen worden. Erst am Abend wurde er von Danz informiert. Als der Beschluß des Europarates auch am Sonntagnachmittag der Presse noch nicht mitgeteilt worden war und ein Journalist dem Pressechef Stig Facht die Frage stellte, wann denn nun mit einer Verlautbarung zu rechnen sei, enthüllte der – ebenfalls ahnungslos – den Hintergrund: „Sowie wir einen definitiven Bescheid von der deutschen Botschaft haben!“ Damit war bestätigt, was „Stockholms Tidningen“ bereits am Sonntagmorgen auf der Titelseite mitgeteilt hatte: „Deutsche Diplomaten in Stockholm haben eingegriffen, um die Sache in Ordnung zu bringen.“ Am Montag erschien Dr. Danz auf der täglichen Pressekonferenz des Organisationsbüros und ließ sich widerspruchlos als „Leiter der deutschen Mannschaft“ vorstellen. Hinterher gestand er, dass die Botschaft es von ihm verlangt hatte. Die Häufigkeit der Besuche der bundesdeutschen Vorstandsmitglieder in der Hovslagargatan erhärtete den Verdacht aufkommen, dass die Fäden im Gebäude der westdeutschen Botschaft zusammenliefen. Am späten Abend erschienen Danz, sein Sportwart Pollmanns, der Geschäftsführer Beuermann und der Westberliner Fredi Müller in dem Büro der DDR-Mannschaft und verlangten, dass sie ihre Abzeichen mit dem DDR-Staatswappen ablegen. Niemand folg-

te dieser Forderung. Am nächsten Morgen, als der IAAF-Kongress im schwedischen Parlament eröffnet wurde, verzichteten die BRD-Funktionäre auf jede Geste einer Begrüßung der „deutschen Schwestern und Brüder“.

Der BRD-Botschafter blieb in Bonn, um zu signalisieren, dass man die Haltung der Schweden nicht hinzunehmen bereit war.

Und auch die bundesdeutschen Funktionäre in Stockholm machten Ernst: Eine bundesdeutsche Sprinterin, die sich einige Male im Hof der Schule, in der die Mannschaften untergebracht war mit einem DDR-Athleten getroffen hatte, wurde ermahnt, den Kontakt zu beenden!

Soviel zu den vielen Legenden, über die angeblichen DDR-Kommandos, auf jede Begegnung mit BRD-Athleten zu verzichten...

Klaus Huhn

DAS FERNSTUDIUM AN DER DHfK IN LEIPZIG 1970 bis 1990

Von Willi Rümmler

Die Entwicklung des Fernstudiums an der Deutschen Hochschule für Körperkultur (DHfK) in Leipzig vollzog sich in zwei Abschnitten. In der Zeit von der Einführung des Fernstudiums im Jahr 1953 bis 1969 war vor allem der entstandene Nachholbedarf abzudecken. Dazu waren die in unterschiedlichen Einrichtungen tätigen und bisher unausgebildeten bzw. nur in kurzzeitigen Lehrgängen ausgebildeten Lehrkräfte vollakademisch zum Diplomsporthlehrer auszubilden. Bis 1969 war dieser Pro-

zess weitgehend abgeschlossen. Die Zahl der Absolventen der DHfK war verdoppelt worden, ohne die Hochschule in Leipzig erweitern zu müssen. Zugleich war ein neues, effektives und auch variables Ausbildungssystem entstanden. Im gleichen Zeitraum bahnte sich eine Neuprofilierung der Hochschule an, in die das Fernstudium und seine Einrichtungen ab 1970 eingebunden waren. (vgl. RÜMMLER 2014, S. 40 ff)

Im Ergebnis dieser Umprofilierung der DHfK entstand beim Rektor der Hochschule im Juni 1969 — und damit auf der ersten Leitungsebene — das Direktorat für Weiterbildung und Fernstudium. Sowohl die Namensgebung als auch die „Führungsschwerpunkte“ des zuständigen Direktors in den Arbeits- und Maßnahmeplänen für die erste Hälfte der siebziger Jahre hoben die Notwendigkeit der Weiterbildung aller Lehrkader hervor. Diese Aufgabe hatte sich in der zweiten Hälfte der 60er Jahre besonders herauskristallisiert. Und ab Herbst 1967 begannen dafür an der DHfK die notwendigen Vorarbeiten durch Mitarbeiter der Hauptleitung Fernstudium, die mit der Abstimmung der Konzepte mit den Fachvertretern der Institute und der Leistungssportkommission beendet wurden.

Am 6. Januar 1969 begann der erste Weiterbildungslehrgang mit 59 Trainern der Ausdauer- und Zweikampfsportarten. Insgesamt fanden 1969 vier achtwöchige Lehrgänge für Trainer der technischen Schnellkraft- und Ausdauersportarten sowie für 65 Leitungskader des Leistungssports statt.

Diese Weiterbildungslehrgänge entwickelten sich zu einer ständigen Einrichtung in den verschiedenen Olympiazyklen. Zunächst wurden Acht-, dann Sechs- und schließlich Drei-Wochen-Lehrgänge durchgeführt. Die dafür erforderlichen Lehrkräfte stellten die DHfK, das Forschungsinstitut für Körperkultur und Sport (FKS), die

Universität Leipzig und der Bundesvorstand des Deutschen Turn- und Sportbundes (Vizepräsidenten und Vertreter der Abteilungen Sportmethodik und Sportwissenschaft — entsprechend dem Arbeitsplan 1/74) zur Verfügung.

Vom I. bis zum III. Zyklus 1969 bis 1980 durchliefen 4.350 Trainer und Leitungskader des Leistungssports diese Weiterbildungslehrgänge. Darüber hinaus löste das Direktorat für Weiterbildung und Fernstudium an der DHfK von 1969 bis 1984 eine Teilaufgabe im Prozess der Aus- und Weiterbildung der Fachärzte für Sportmedizin. Insgesamt 1.019 Ärzten wurden an der DHfK notwendige Kenntnisse der nichtmedizinischen Wissenschaftsdisziplinen, wie zum Beispiel der Trainingswissenschaft, vermittelt. An den Lehrgängen für Ärzte zur Erlangung der staatlichen Anerkennung als Sportarzt nahmen von 1975 bis 1984 insgesamt 404 Ärzte teil. (vgl. Ittner 1989)

In den Prozess des Fernstudiums an der DHfK wurden auch die dezentralen Einrichtungen der Hochschule, die Außenstellen in den unterschiedlichen Bezirken des Landes einbezogen. Die Notwendigkeit dafür war vorrangig durch die Entwicklung des Leistungssports generell und im Landesmaßstab bedingt. So vollzog sich in den 60er Jahren der Übergang zum systematischen Leistungsaufbau und einem damit verbundenen Planungssystem. Es wurden Auswahlssysteme und Förderstufen eingeführt. Die 25 Kinder- und Jugendsportschulen (KJS) in den 15 Bezirken des Landes entwickelten sich zu einem unverzichtbaren Teil des Ausbildungssystems im Leistungssport. Das Training der KJS-Schüler erfolgte in den Sportklubs und über ein entsprechendes Aufbautraining vollzog sich die Ausbildung zu möglichen Anschlusskadern und künftigen Leistungsträgern der verschiedenen Sportklubs. Nach dem Abitur konnten die

Absolventen der KJS, die weiterhin einen Leistungsauftrag in einem Sportklub erfüllen und zugleich Sportwissenschaft studieren wollten, an der DHfK als Direktstudenten immatrikuliert und an einer der Außenstellen des Fernstudiums - zumeist in unmittelbarer Nähe des jeweiligen Sportklubs - ausgebildet werden.

Dazu waren - entsprechend den vorliegenden Erfahrungen - die Ausbildungsmöglichkeiten weiter zu vervollkommen durch Individualisierung des Studiums auf der Basis individueller Studienpläne (ISP), Verlängerung der Studienzeit auch in Abhängigkeit von Umfang der jeweiligen Leistungsanforderungen, Weiterführung des Studiums nach Verlust des Leistungsauftrages durch individuell angepasste Sonderstudienmöglichkeiten und Sonderstudienpläne (SSP), Wechsel aus der Ausbildung an einer Außenstelle in das Direktstudium an der Hochschule in Leipzig, insbesondere um das 4. und letzte Studienjahr zu absolvieren.

Mit diesem Prozess war zugleich eine Verlängerung der Studienzeiten jener Studentinnen und Studenten verbunden, die infolge ihres Leistungsauftrages auf der Basis eines individuellen Studienplanes studierten. Durchschnittlich verlängerten sich die Ausbildungszeiten auf 7 Jahre. In Einzelfällen reichte das allerdings nicht aus.

Selbstverständlich wurde stets und unter allen Bedingungen gesichert, dass alle zielstrebig in das Studium als wissenschaftlich-produktives Studium eingeführt und die allgemeinen und speziellen Methoden wissenschaftlicher Arbeit vermittelt und erweitert wurden.

Diese neuen und zum Teil komplizierteren Aufgaben verlangten, zugleich die Bedingungen der Ausbildung im Fernstudium weiter zu vervollkommen. Alle waren hinsichtlich einer größeren Einsatzbereitschaft und Verantwortlichkeit gefordert und es waren auch die dafür not-

wendigen materiell-technischen Bedingungen zu schaffen. So konnten in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre (von 1976 bis 1978) die Außenstellen Cottbus, Dresden, Karl-Marx-Stadt (Chemnitz) neue oder restaurierte Objekte beziehen. Die Außenstelle Magdeburg verfügte bereits seit November 1967 über ein neues Gebäude mit 18 Funktionsräumen.

Für die Ausbildung von Diplomsporthlehrern im Fernstudium entstanden zudem in der Zeit von 1976 bis 1979 sechs weitere Konsultationsstützpunkte (KS) in Verantwortung der Außenstellen Cottbus, Erfurt, Magdeburg und Rostock. Durch den Wegfall von Anfahrtswegen und -zeiten zu den Außenstellen sollten leistungssportliches Training und Studium noch effektiver miteinander verbunden werden.

So war es in den siebziger und achtziger Jahren im Fernstudium der DHfK möglich, zwei schwierige Aufgaben zu meistern: Die systematische Weiterbildung für Trainer und leitende Führungskader des Leistungssport wurde aufgebaut. Und es gelang die berufliche Ausbildung von Absolventen der Kinder- und Jugendsportschulen zu Diplomsporthlehrern mit ihrem leistungssportlichen Training und dem Streben nach Weltspitzenleistungen zu verbinden. Zur Erfüllung dieser Aufgaben wurde das Fernstudium für Diplomsporthlehrer weiterentwickelt und umprofiliert sowie das Ausbildungs- und Leitungssystem den neuen Aufgaben angepasst.

Bei Olympischen Spielen und anderen internationalen Wettkämpfen errangen Leistungssportler, die zugleich Studenten an der DHfK waren, über 50 Prozent der Medaillen für den DDR-Sport. Damit hatten sich Außenstellen/Konsultationsstützpunkte neben den Sportklubs und den Kinder- und Jugendsportschulen zur dritten Säule des Leistungssportsystems der DDR entwickelt.

Und aus den Reihen dieser Absolventen gingen viele „Erfolgstrainer der zweiten Generation“ hervor. Sie verfügten über eine breite Allgemeinbildung, beherrschten die Grundlagen der Sportwissenschaft in ihrer Komplexität, verfügten über solide theoretische und praktische Kenntnisse und Erfahrungen in ihrer Spezialdisziplin sowie wissenschaftliche Arbeitsmethoden. Sie waren erfolgreich tätig für die DDR, die BRD und die unterschiedlichsten Gremien und Institutionen des Weltsports.

Trotzdem beschloss das Kabinett des Freistaates Sachsen am 11. Dezember 1990 gegen den Widerstand nationaler und internationaler Gremien und Fachkräfte die Abwicklung der DHfK bis 31. Dezember 1990. Nach vielfachem Protest und vehementen Einsprüchen erhielten die Studierenden die Möglichkeit, das jeweilige Studium abzuschließen.

LITERATUR

Ittner, A.: Die Entwicklung des Fernstudiums an der Deutschen Hochschule für Körperkultur (DHfK) in Leipzig von der Gründung im Jahre 1953 bis zum Jahr 1986 - Grundzüge. Band II: 1969 bis 1986. Diss. DHfK, Leipzig 1989

Rümmler, W.: Das Fernstudium an der DHfK in Leipzig 1953-1970. Beiträge zur Sportgeschichte 2014, Nr. 39, S. 40-44

ZUR SPORTGESCHICHTE VON MARZAHN-HELLERSDORF

Am Tag der Regional- und Heimatgeschichte in Marzahn-Hellersdorf fand am 15. November 2014 im Haus des Sports — gefördert vom Bezirksbürgermeister in Zusammenarbeit mit dem Bezirkssportbund — eine ganztägige wissenschaftliche Veranstaltung zur „Sportgeschichte von Marzahn-Hellersdorf“ statt. In den Räumen des Sportmuseums trafen sich mehr 100 Interessenten, die den Beiträgen von Klaus Eichler (Sport und Gesellschaft), Harald Kintscher, Rainer Rau, Joachim Kuss („FDJ-Initiative Berlin, sportpolitische Aspekte des Aufbaus eines neuen Stadtbezirks), Gerd Stein (Zur Geschichte des Sportclubs Eintracht Berlin e.V.) und Wolfgang Turowski (Neue Anforderungen nach 1990) aufmerksam folgten und eine außerordentlich angeregte Diskussion führten.

Der Architekt Prof. Dr. Wolf R. Eisentraut, der das Gesicht des Stadtbezirks mit Bauwerken von hohem Wiedererkennungswert entscheidend mit geprägt hat, führte kenntnisreich in die Beratung ein und moderierte souverän die von den Teilnehmern außerordentlich engagiert geführte Diskussion.

Nachfolgend veröffentlichen wir die Beiträge der Historiker Harald Kintscher und Rainer Rau.

Zur Entwicklung der Sportbewegung in den „Dörfern“ der Region Marzahn-Hellersdorf von den Anfängen bis in die 1920er Jahre

Von Harald Kintscher

Obwohl der Sport in der gesellschaftlichen Entwicklung eine wachsende Rolle spielt - ich verweise nur auf die Resonanz der olympischen Spiele bzw. der diesjährigen Fußball-Weltmeisterschaft - ist die Geschichte des Sports nach wie vor unterbelichtet. Das gilt nicht nur für die akademische Geschichtsforschung sondern auch für die zumeist ehrenamtlich betriebene Heimatgeschichte. Selbst einer der Leuchttürme unserer Heimatgeschichte, Dr. Manfred Teresiak, musste zum heutigen Thema Sportgeschichte passen, konnte und wollte keinen eigenen Beitrag anbieten. Auch unser Sportmuseum kann zur Geschichte des Sports in unserer Region relativ wenig beitragen. Es gibt aber bereits einige allgemeine Überblicksdarstellungen. Auch in der DDR war unter der Leitung von Prof. Dr. Wolfgang Eichel eine dreibändige „Geschichte der Körperkultur in Deutschland“ (Sportverlag Berlin 1965 — 1969) erschienen. In der alten BRD war in den Jahren 1972 bis 1989 unter der Leitung von Prof. Dr. Horst Überhorst eine 6-bändige „Geschichte der Leibesübungen“ entstanden, erschienen im Verlag Bartels und Wernitz, Berlin), von denen der in zwei voluminösen Halbbänden erschienene Band 3 der Geschichte von Leibesübungen und Sport in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart gewidmet war. Erwähnen möchte ich noch den umfangreichen Band „Chronik des Sports“ aus dem Chronik Verlag, Dortmund, erschienen 1990. Lokale und regionale Darstellungen gibt es nur sehr vereinzelt. Für unsere Region gibt es gelegentlich mehr oder eher weniger ergiebige Jubiläumsschriften, die vor allem längere Traditionen der Vereine nachweisen sollen. Zu nennen wäre hier wohl insbesondere die Festschrift „100 Jahre Eintracht Mahlsdorf e.V.“ von 1997 als

bisher ausführlichste, was vor allem an den damals geleisteten Vorarbeiten der Chronikkommission des Vereins lag. Genannt werden aber müssen auch die der Vereinsgeschichte gewidmeten „Beiträge zur Regionalgeschichte“, Heft 8, die unter dem Titel „Zwischen Alltag und gesellschaftlichem Wandel...“ erschienen und auch noch zu haben sind. Darin sind auch Aspekte der regionalen Sportgeschichte dargestellt worden.

Sport, körperliche Ertüchtigung aber ist ein grundlegendes menschliches Bedürfnis. Schauen wir uns die Kinder an. Der Drang nach Bewegung, körperlicher Fitness, ist ursprünglich. Auch aus der Urgesellschaft gibt es Funde, die beweisen, dass die Menschen ihren Körper trainiert haben, um den Anforderungen des Lebens gerecht werden zu können. Die Ritterturniere im Mittelalter waren Ausdruck sportlicher Ambitionen. Gewiss, der mittelalterliche Bauer war schon frühzeitig so eingespannt, dass eine gesonderte sportliche Aktivität kaum möglich war. Trotzdem gab es aber auch Dorffeste, bei denen das Kräfteressen der Männer zur Festgestaltung gehörte. Bäuerliche Pferderennen waren Höhepunkte dörflichen Lebens. Eine selbständige Sportbewegung jedoch, wie wir sie heute kennen, ist erst das Ergebnis der bürgerlichen Umwälzung des 19. Jahrhunderts, mit Namen wie Friedrich Ludwig Jahn, Johann Christoph Friedrich GutsMuths, Karl Friedrich Friesen u. a. verbunden.

Eine historische Tatsache ist natürlich, dass Deutschland relativ spät in die Geschichte eingetreten ist. Das gilt noch mehr für unsere Region, die erst mit der deutschen Ostexpansion im 13. und 14. Jahrhundert unserer Zeitrechnung mit der ständigen Besiedlung Teil der europäischen Geschichte geworden ist. Natürlich gab es auch zuvor in dieser Region bereits urgeschichtliche Siedlungen.

gen, wie zeitgenössische Grabungen in Biesdorf, zuvor aber auch in Kaulsdorf und Mahlsdorf nachgewiesen haben. Sicher waren auch zu dieser Zeit Bewegung, Turnen Spiel und Sport „anthropologische Konstante“, wie sie auch Carl Diem in seiner Weltgeschichte des Sports (1960) nachzuweisen bemüht war, und waren eng mit der Jagd und der Wehrfähigkeit verbunden. Doch waren diese Aktivitäten keineswegs vergleichbar mit den vorzeitlichen Olympischen Spielen in Griechenland, die allerdings auch keine Spiele der Sklaven sondern der sogenannten Freien waren, oder den körperlichen Ertüchtigungen in anderen Regionen, die Glanzlichter der frühen Sportgeschichte darstellen. In unserer Region gab es auch keine Höhlen, in denen die hier seinerzeit Lebenden in Wandzeichnungen Methoden ihrer Körperertüchtigung dargestellt und uns überliefert haben. Die hiesigen materiellen Funde geben über sportliche Aktivitäten leider keine Auskunft. Auch mittelalterliche Stätten für Ritterturniere gab es in unserer Region nicht Überliefert sind wohl dörfliche Rängeleien unter der Dorfbevölkerung, die ohne Zweifel auch zu einer körperlichen Ertüchtigung beigetragen haben, nicht aber sportliche Wettbewerbe.

In seinem Beitrag zur Vereinsgeschichte (Tag der Regional- und Heimatgeschichte 2010) hat Karl-Heinz Gärtner zurecht darauf hingewiesen, dass „im Vergleich zu anderen Städten und Gemeinden ... die Turnbewegung erst spät in unsere Region“ kam. Sie war ein Bestandteil des gesellschaftlichen Wandlungsprozesses, der Mitte der 90er Jahre des 19. Jahrhunderts hier einsetzte und in dessen Ergebnis die Urbanisierung der gesamten Region erfolgte. Versammlungsfreiheit und Freiheit zur Bildung von Vereinen zählten zu den 1848 proklamierten „Grundrechten des deutschen Volkes“. Ende des 19. Jahrhunderts war auch in dieser Region die Zeit gekommen, sol-

che Ziele durchzusetzen, auch die körperliche Ertüchtigung in die Hände des Volkes zu nehmen. Dabei spielten Vereine gewiss eine besondere Rolle. Es ist also keinesfalls zufällig, dass sich ab Ende des 19. Jahrhunderts neben anderen Vereinen auch Sportvereine bildeten und sich eine demokratische Sportbewegung entwickelte.

In seinem schon erwähnten Beitrag auf der Tagung zur Vereinsgeschichte musste Karl-Heinz Gärtner feststellen, dass über „die Gründungszeit des Turnvereins Jahn Biesdorf (TVJB) ... uns leider nicht viel überliefert“ ist. Gleiches gilt leider auch für alle anderen Sportvereine in unserer Region. Die wenigen Angaben, die wir haben, verdanken wir vor allem dem Mahlsdorfer Ortschronisten und Kommunalpolitiker Paul Großmann, der in seinen Adressbüchern für Mahlsdorf (1905/06) und für den damaligen Amtsbezirk Biesdorf umfassend die ehemaligen Dörfer Biesdorf, Kaulsdorf und Mahlsdorf (1910) - als Ergebnis seiner Recherchen die damals vorhandenen Vereine mit Gründungsdaten und ihren damaligen Vorständen aufgeführt hat. Ob er jedoch alle Vereine erfasst hat wissen wir nicht. Schon alle nach 1910 entstandenen Vereine müssen fehlen. Und das sind gar nicht wenige.

Wie zutreffend aber sind die von Großmann aufgeführten Daten? Gestatten Sie mir bitte, das am Beispiel der Mahlsdorfer Eintracht zu prüfen. Laut Großmann 1905/06 wurde der Verein am 01. März 1899, laut Großmann 1910 am 20. März 1899 gegründet — immerhin das gleiche Jahr. Nach einer mehrfach gehörten, auch schon — u. a. in der Mahlsdorfer Jubiläumsfestschrift von 1995 - publizierten Überlieferung war es im schönen Monat Mai des Jahres 1896 — also drei Jahre früher — am Himmelfahrtstag, dass eine Gruppe Mahlsdorfer Burschen eine gemeinsame Wanderung unternahm, auf der — wie da-

mals üblich — auch geturnt und Ball gespielt wurde. Dabei sollen sie den Beschluss gefasst haben, in Zukunft weiterhin gemeinsam Sport treiben zu wollen und dazu einen Sportverein zu gründen. Da seinerzeit vor allem geturnt wurde und andere Sportarten — nur am Rande betrieben — noch unter Turnen subsumiert wurden, hätte man sich „Turnverein Eintracht Mahlsdorf“ genannt. Eintracht hatte sich auch der einige Jahre zuvor (1892) gegründete Männergesangverein in Mahlsdorf genannt. — Diese Geschichte hatte sich im Bewusstsein des Vereins tief eingegraben, sodass man 1931 unter Beteiligung anderer Vereine sowie der örtlichen Arbeiterparteien mit Festumzug, Wettkämpfen und abendlichen Veranstaltungen stolz das 35jährige Bestehen des Vereins feierte. Auch die 100Jahrfeier sollte für den Himmelfahrtstag 1996 vorbereitet werden. Die Fußballer hatten für dieses Fest sogar ihren namensverwandten Fußballverein Eintracht Frankfurt — natürlich vom Main - damals eine renommierte Bundesligamannschaft, eingeladen. Und die hatten die Einladung angenommen und sind auch gekommen. — Es gab damals allerdings auch schon Hinweise auf die von Großmann aufgeführten Daten. Nun wusste man damals nicht, wie Großmann zu seinen Daten gekommen war. Heute wissen wir, dass er Fragebogen ausgegeben hatte, die von den betreffenden Personen, Einrichtungen oder Vereinen auszufüllen waren. So ist wohl davon auszugehen, dass Großmann sich auf Angaben von damaligen Eintracht-Sportlern gestützt hat, die gar keine hinreichenden Unterlagen hatten. Ein Gründungsdokument ist leider bis heute nicht gefunden worden, hat es möglicherweise auch nie gegeben. Im Geleitwort des Präsidenten des Eintracht-Vereins zur Festschrift von 1997 heißt es dazu: „Entweder haben unsere Altförderer damals nichts aufgeschrieben, wie es die

Namensbrüder vom Männergesangverein vorbildlich getan haben, oder die Unterlagen sind verloren gegangen. Viele Dokumente und Aufzeichnungen sind allerdings im Jahre 1988 dem Brand unseres Vereinsheimes Am Rosenhag zum Opfer gefallen." Soweit Präsident Mahlke. Es könnte aber auch sein, dass man vor über 100 Jahren einen Verein von unterschiedlichen Leuten mehrmals gegründet hat, und es kann Zufall sein, welches Datum später überliefert wurde. Zum Glück fand ein Mitglied der Chronikkommission des Vereins noch im Adressbuch der Behörden, Verbände und Vereine für Leibesübungen, Übungsstätten, Jugendherbergen, Jugendheimen aus den Jahren 1929/1930 den Hinweis auf das Jahr 1897 als Gründungsjahr des Vereins. Daraufhin wurde vom Präsidium des Vereins die 100Jahrfeier auf das Jahr 1997 festgelegt und auch durchgeführt. Das Fußball-Freundschaftsspiel der beiden „Eintracht“-Mannschaften aus Frankfurt/M. und Berlin-Mahlsdorf, das natürlich die Frankfurter gewonnen haben, fand ein Jahr zu früh - im Vorfeld des Jubiläums - statt. — Karl-Heinz Gärtner bezog sich in seinem erwähnten Beitrag auf das Jahr 1897, wie nun offiziell angenommen.

Ich bin deshalb auf diese Geschichte eingegangen, um deutlich zu machen, was im Detail von manchen Daten zu halten ist. Trotzdem muss man ihnen nachgehen, um Entwicklungsprozesse aufzudecken. Dass unsere Archive auch Akten der Vereine sammeln ist gewiss löblich und hilfreich. Nur kann man die zumeist ehrenamtlich geführten Vereine nicht verpflichten, alle ihre Aktivitäten zu dokumentieren und ihre oft nur sporadisch geführten Unterlagen an die Archive abzuführen. Hier gilt nach wie vor das Prinzip der Freiwilligkeit. Nun scheinen die Sportler vor mehr al 100 Jahren wohl kaum daran gedacht zu haben, ihr Tun für die Nachwelt festzuhalten, wie dies z.

B. die Mahlsdorfer Eintracht-Sänger unter dem Lehrer Otto Wartenberg getan haben. So müssen wir uns oft mit sehr wenigen überlieferten Daten bescheiden, die oft auch nur zufällig auf uns gekommen sind. Nur sehr selten findet man z. B. eine „Mahlsdorfer ...“, „Kaulsdorfer ...“ oder „Biesdorfer Zeitung“ bzw. eine „Tageszeitung für Biesdorf, Kaulsdorf und Mahlsdorf“ aus jener Zeit, die als regionale Blätter mit Sicherheit über regionale Ereignisse berichteten aber von keiner öffentlichen Bibliothek, auch keinem Archiv gesammelt worden sind.

Die — zumeist bereits bekannten — spärlichen Daten über die Anfänge der Sportbewegungen in den Dörfern unserer Region, denen ich kaum Neues hinzu zu fügen vermag, ließen mich überlegen, meinen Beitrag mit „Elf leere Flaschen“ zu überschreiben. Dies sollte sich jedoch nicht auf Herrn Trapattonis Ausfall über die Bayern-Fußballer im Jahre 1998 beziehen, sondern auf die jungen Mahlsdorfer Handballer, deren Leistungen damals „nicht eben stabil zu nennen“ waren. „Auf diesen oder jenen Sieg folgten blamable Niederlagen“, erinnerte sich Kurt Schmidt, einer der damaligen Senioren des Vereins. Nun war „die Mannschaft um die Weihnachtszeit herum gerade einmal wieder aufgrund eines Formtiefs abgestiegen... Zur Weihnachtsfeier des Vereins, die wie immer im 'Nordstern', (einem Lokal in der Hönower Straße, nahe dem Sportplatz, H.K.) stattfand, stellte sich selbstverständlich auch die Handballjugend ein. Die 'Alten' hatten sich für die Absteiger ein besonderes Weihnachtsgeschenk ausgedacht: elf leere Bierflaschen.“ Diese Beschämung konnte ich nachfühlen.

Wenn man vom bäuerlichen Reiterverein in Marzahn absieht — er wurde bereits 1883 gegründet und veranstaltete in alter Tradition bäuerliche Pferderennen -, war die Mahlsdorfer Eintracht der erste Sportverein in unserer

Region, auch wenn wir die Jahreszahlen der Gründung 1896 vielleicht auch 1897 anzweifeln. Der Biesdorfer Turnverein „Jahn“ (TVJB) folgte erst 1903, der Schwimm- und Eislaufverein „Wetterfest“, der Verein Fortuna Biesdorf und der Kaulsdorfer Reiterverein 1905, der Deutsche Turnverein Mahlsdorf 1906, der Turnverein „Friesen“ Königstal, der Schwimmklub „Welle“ und der Turnverein „Frisch auf Marzahn 08“ 1908 und so weiter. Insgesamt sind uns heute bis in die 20er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein 19 Sportvereine bekannt. Nur für zwei davon haben wir noch keinerlei Hinweise auf die Gründungsdaten gefunden. Es sind dies der Marzahner Turnverein „Frisch, fromm, fröhlich, frei“ und die Kaulsdorfer Vereinigung „Fichte“, ein Arbeitersportverein, der zu Beginn der 20er Jahre gewirkt hat. Man nannte sich überall Turnverein, weil turnen und wandern anfangs im Vordergrund der Bestrebungen lagen, aber auch, weil alle körperlichen Ertüchtigungen seinerzeit als turnen verstanden wurden. Was wir zur Zeit darüber wissen, können Sie auch nachlesen bei Karin Satke in ihrem Beitrag „Singen bei 'Borussia', turnen bei 'Fichte', schwimmen mit 'Welle', Vereine in Kaulsdorf“ sowie von Karl-Heinz Gärtner „Vom TV Jahn zum VfB Fortuna Biesdorf“. Dazu in meinem Beitrag über den Mahlsdorfer und heutigen Berliner Sportverein „Eintracht“, alles in dem bereits erwähnten Heft 8 der vom Heimatverein Marzahn-Hellersdorf herausgegebenen „Beiträge zur Regional- und Heimatgeschichte“. „Frisch, fromm, fröhlich, frei“ — unter diesem auf „Turnvater Jahn“ zurückgehenden Wahlspruch turnten auch die ersten organisierten Marzahner Turnvereine.

Außerordentlich schwierig waren die Bedingungen damals, unter denen hier Sport getrieben werden konnte. Es gab doch noch keine geeigneten Hallen, auch keine

Plätze. Geturnt wurde darum im Sommer in den Gärten, im Winter in den Sälen der neu errichteten Gaststätten, die Mahlsdorfer Eintracht-Turner im Gesellschaftshaus von Emil Anders, später im

Restaurant „Wilhelmstal“ auf der anderen Seite der Bahnlinie, beide in der Bahnhof-, heute Hönower Straße, die Sportler des Turnvereins „Friesen Königstal“ im „Haidekrug“ in Mahlsdorf-Süd, die Biesdorfer Turner im Restaurant „Kaiser Friedrich“ in der Dorfstraße, heute Alt Biesdorf, in späteren Jahren dann im Biesdorfer „Gesellschaftshaus“, ebenfalls Alt Biesdorf. Ähnlich war es für die anderen Sportvereine. Als „Sportplatz“ diente den EintrachtSportitern ein noch unbebautes Grundstück an der Ecke Treskow-/Bahnhofstraße (heute: Hönower Str.) in der Nähe des Mahlsdorfer Bahnhofs. Im Jahre 1912 wurde aus den Turnern heraus eine Fußballgruppe gebildet, obwohl der Platz in keiner Weise den Anforderungen eines Übungs-, geschweige denn eines Wettkampfplatzes entsprach. Aber es wurde Fußball gespielt. Der Platz in Kaulsdorf befand sich, einem zeitgenössischen Bericht des Kaulsdorfer Journalisten Hansotto Löggow zufolge, am nördlichen Ende eines Ödlandes, östlich der damaligen Köpenicker, heute Chemnitzer Straße. Der Platz selbst war „gar kein Platz, sondern eine einigermaßen eben- und kahlgetretene Fläche... Hier also wurde Sonntag für Sonntag gespielt“. Und Zuschauer sollen auch dagewesen sein, „die manchmal kräftig in die Hände klatschten und den Spielern etwas zuriefen“. Der im Jahre 1919 gegründete Fußballverein "Fortuna" Kaulsdorf trainierte und spielte jedoch auf einem privat gepachteten Platz an der Chemnitzer / Ecke Achardstraße. Dieser Platz wurde auch nach 1926 ausgebaut und vergrößert. Er erhielt sogar eine Laube als Vereinslokal und später eine Gaststätte, „Am Sportplatz“ geheißen. Auch in Bies-

dorf war es nur eine mehr oder weniger große Wiese südlich der heutigen B1, auf der die Spielfläche abgesteckt und mit Toren versehen worden war, hier aber wahrscheinlich erst zu Beginn der 20er Jahre. Als die Mahlsdorfer in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts im Zuge der weiteren Besiedlung im nördlichen Teil des Ortes einen Sportplatz bekamen, entsprach dieser auch nicht wettkampfmäßigen Bedingungen. „Das Spielfeld ... glich seinerzeit“, ich zitiere einen älteren Handballer, „noch mehr einem Acker als einem Rasenplatz. Die linke Spielfeldseite lag gut einen Meter tiefer als die rechte, und die Ziegen der Anlieger störten nicht selten den Spielablauf. Sie hinterließen auch des öfteren die bekannten kleinen Kügelchen, was unserer Mannschaft gelegentlich ... dem Gegner gegenüber gewisse Vorteile verschaffte.“ —

Während die Sportplatzfrage noch längere Zeit ein Problem blieb — die Eintracht-Sportler in Mahlsdorf mussten in den zwanziger Jahren selbst Hand anlegen, um ihren Platz für den Sport nutzbar zu machen und die Biesdorfer müssten noch heute auf einen 1928 von der Lichtenberger Bezirksverwaltung beschlossenen Sportplatzbau warten — brachte der mit dem Schulneubau erfolgte Bau von Schulturnhallen (Mahlsdorf 1909, Biesdorf 1911 und Kaulsdorf 1913) auch für Sportvereine eine gewisse Verbesserung der Situation. Vor allem aber bedeutete das für die Entwicklung des Schulsportes eine historisch neue Qualität. Das war dann aber schon über 100 Jahre nach den Bemühungen Gutsmuths um die „Gymnastik für die Jugend“.

Es war wohl vor allem dem Zuzug vieler sportinteressierter Arbeiter aus den östlichen Berliner Betrieben, die auch die Reihen der Eintracht-Sportler verstärkten, geschuldet, dass die Mitglieder 1903 mehrheitlich den Aus-

tritt aus dem bürgerlichen Deutschen Turnerbund beschloss, um sich dem 1892 gegründeten Arbeiter-Turnerbund anzuschließen. Der Verein gehörte anfangs dem Deutschen Turnerbund an. 1868 durch den Zusammenschluss zahlreicher Turnvereine entstanden, entwickelte er sich im kaiserlichen Deutschland zum größten Turnerbund des Landes, wurde auch Träger der 1841 erstmalig durchgeführten Deutschen Turnfeste. Seine Führung fühlte sich jedoch nicht der bürgerlich-demokratischen Turnbewegung der revolutionären 1840er Jahre, sondern national-konservativen Zielen verpflichtet. Das Bekenntnis zum Arbeiter-Turnerbund (ab 1919: Arbeiter-Turn- und Sportbund) zog für die Eintracht-Sportler Behinderungen ihres Wirkens nach sich. Während sich der 1906 gegründete Deutsche Turnverein Mahlsdorf besonderer Förderung erfreuen konnte, blieb diese den Eintracht-Sportlern versagt. Als politischer Verein eingestuft, war ihnen untersagt, Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren in den Verein aufzunehmen. Die Schulturnhalle durften sie nicht nutzen. Auch der Gastwirt Emil Anders verweigerte den Eintracht-Sportlern bald sein Lokal, das aber den Deutschen Turnern offen stand. Pfiffig, wie die Eintracht-Sportler waren, wussten sie mit der Gründung eines Wanderklubs „Jugendlust das Verbot des Jugendsports zu umgehen, haben den Frauen, die bei den Bürgerlichen noch außen vor standen, bereits vor dem Ersten Weltkrieg den Weg zum organisierten Sport geöffnet, ebenso die erste Mahlsdorfer Fußballmannschaft auf die Beine gestellt. Außer dem Sportverein Eintracht Mahlsdorf sind nach heutiger Erkenntnis noch zwei Arbeiter-Sport-Vereine in unserer Region bekannt: die Kaulsdorfer Sportvereinigung „Fichte“ und die 1912 entstandene Kaulsdorfer Sektion des Arbeiter-Radfahrerbundes „Solidarität“

Zurecht wies uns Karin Satke auf die Tatsache hin, dass es auch Organisationen gab, die keine ausgesprochenen Sportvereine waren, deren Anliegen aber auch sportliche Betätigung einschloss. Und sie nennt uns den bürgerlichen „Jugendverein 1913“, der für seine Tätigkeit schon während des Ersten Weltkrieges das Schulgebäude in der Adolfstraße nutzen durfte. Ähnliches gilt für die Ortsgruppe Mahlsdorf des „Deutschnationalen Jugendbundes“, gegründet 1920. In Kaulsdorf wirkten auch Gruppen linksorientierter Jugendorganisationen wie der „Kinderfreunde“, der Sozialistischen Arbeiterjugend und der freien Sozialistischen Jugend. Das aber galt bestimmt nicht nur für Kaulsdorf.

Nun aber zu einem etwas lockeren Schluss. Machen wir einen Sprung in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts: eine Anekdote aus der sportlichen DDR-Wirklichkeit. Wissen Sie, was ein Purolatorfilter ist? Die Eintracht-Fußballer wussten es wohl damals auch nicht. „Im Verein spielte ein Fußballer, der einen Bruder in Frankfurt/Main hatte. Es war wohl 1965 oder 66, als dieser Bruder den Mahlsdorfern eine Freude machen wollte und ihnen einen Satz Jerseys besorgte. Westjerseys! Alle waren begeistert. Aber auf der Vorderseite stand jeweils mit großen Lettern: „Purolatorfilter“.

Was bedeutete das? Keiner wusste es. Nur, dass Westreklame in der DDR verboten war, das wusste jeder. Nach dem Spiel kamen auch sofort die Nachfragen. „Wofür macht ihr Reklame? Die Antwort der Eintracht-Fußballer folgte prompt: „Das Sachsenring-Werk (Hersteller des legendären DDR-Autos „Trabant“ in Zwickau) hat uns die Hemden zur Verfügung gestellt.“ — „Ach so.“

Alle waren zufrieden, und die Eintrachtler durften, ohne weitere Erklärungen abgeben zu müssen, damit spielen.

Und da gibt es noch Leute, die behaupten, es gab hier keinen Humor.

STANLEY ERNEST STRAUZENBERG

25. November 1914 - 6. März 2015

Bevor er im Dörfchen Saida seinen 100. Geburtstag feierte, hatte er zwei Journalisten der „Sächsischen Zeitung“ eingeladen, die ihm an dem Jubeltag fast eine ganze Zeitungsseite widmeten. Der Titel lautete „Der konsequente Gentleman“ und skizzierte ihn treffend mit drei Worten. Man las: „Heute vor 100 Jahren wurde Stanley Ernest Strauzenberg in London geboren.“ Auskunft über das erstaunliche Leben gab seine 82-Jährige Ehefrau, „denn zum Reden ist er zu schwach. Mitunter huscht ein Lächeln über sein Gesicht. Die Erinnerungen sitzen tief. 42 Jahre sind sie verheiratet, beide in zweiter Ehe. „Wir waren füreinander bestimmt“, sagt Gisela Strauzenberg und streichelt ihrem Mann liebevoll über den Arm.“

Zwei Sätze waren ihr besonders wichtig: „Mein Mann gilt als Nestor und Wegbereiter der klinischen Sportmedizin in der DDR.“ Und: „Es geht um Aktivitäten, die mühelos auch von älteren Menschen in den Tagesablauf eingegliedert werden können“, beschrieb Strauzenberg seine Methode. „Die Leute sollen aktiv sein. Einfaches Laufen, Treppensteigen, Wandern sind ganz wichtig.“

Seine Frau beschrieb damals den langen Weg von London nach Kreischa: „Sein Vater war Deutscher, verliebte sich in eine Engländerin. Deren Vater war ein hoher Militär - ein Unding für ihn, dass seine Tochter einen Deutschen zum Mann nimmt.´ So verließ sie mit 18 Jahren ihre Familie. `Die Mutter war mit 20 Witwe, wurde ausgewiesen und fand in Dresden eine neue Heimat. So kam Stanley Ernest nach Sachsen. In Klotzsche besuchte er die Landesschule. Am Ende war er Bester in

der Eliteeinrichtung. Es folgten Medizinstudium, Einsätze als Truppenarzt und im Lazarett in Oberbärenburg. Als dorthin die Russen kamen, flüchteten viele. Nicht aber der Mediziner. Er päppelte alle so weit auf, dass er das Lazarett bald schließen und eine Praxis öffnen konnte. `Dass er ein guter Arzt ist, glaubten ihm die Bewohner jedoch erst, als er einer Ziege bei einer Geburt half und einem Huhn das Leben rettete, das sich in einem Zaun verfangen hatte.““ Patienten besuchte er im Winter auf Skiern. `Er war nicht nur für Krankheiten zuständig. Sie kamen mit allem, was sie auf dem Herzen hatten. Er war Vertrauensperson, Landarzt sein Traumberuf. In Oberbärenburg bekam er Kontakt zum Leistungssport, betreute die Skisportler in Altenberg und Zinnwald. Nach Stationen in Dresden-Friedrichstadt, bei der Akademie in Berlin und Dresden sowie seiner Berufung zum Professor kam das Angebot, das Zentralinstitut des Sportmedizinischen Dienstes in Kreischa zu übernehmen. Sein Spezialgebiet Kardiologie ebnete den Weg. In Kreischa waren sie weltweit mit die Ersten, die nach einem Herzinfarkt Training statt Schonung verordneten. Eine Revolution der Rehabilitation. Er vertrat die DDR in der Weltorganisation der Sportmedizin, leitete die Wissenschaftskommission, obwohl er Anfang der 50er-Jahre aus der Partei ausgetreten war. Ungerechtigkeiten störten ihn. „So wie bei der ihm attestierten Staatsnähe, als es um die Rente ging und dem Vorwurf, nicht in den Westen gegangen zu sein. `Was wäre aus den Patienten geworden?`, lautete die Gegenfrage. `Die konnten sich auf uns verlassen. Die wussten, dass wir bleiben.´ Und dann folgte die Titelzeile: `Das hat Gentleman-Format.““ Eine Feststellung die persönliche „Aufarbeitung“ wiedergab!